



# Leseprobe

Elisabeth Herrmann  
**Schatten der Toten**  
Thriller

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



---

Seiten: 704

Erscheinungstermin: 16. November 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

## *Buch*

Judith Kepler ist Tatortreinigerin und kennt den Tod wie keine andere. Sie ist eine der Besten ihres Fachs und glaubt, schon alles gesehen zu haben. Doch dann geschieht etwas, das ihr Leben aus den Angeln hebt, denn dieser eine Tatort ist anders als die anderen. Er rührt an Judiths Kindheit, an den Verlust ihrer Eltern, an ein furchtbares Trauma, das ihrem Leben eine komplett andere Wendung gab. Die Schuldigen scheinen viele Jahre nach den Ereignissen dank Judiths Hilfe gefasst, doch durch das Dunkel ihrer Vergangenheit schleicht immer noch ein Schatten.

Denn als Eva Kellermann, eine frühere Stasi-Spionin, stirbt, setzt ihr letztes Geheimnis eine tödliche Jagd in Gang. Eine Jagd auf einen der größten Verbrecher dieser Zeit: Bastide Larcen. Er ist Judiths Vater und ein Mann, der unglaublich viel Leid verursacht hat, ohne sich jemals dafür verantworten zu müssen. Judith weiß, dass sie ihn finden muss, um endlich Antworten auf all ihre Fragen zu bekommen. Ohne Hilfe, ganz auf sich allein gestellt, macht Judith sich auf, diesen Schatten zu jagen ...

Weitere Informationen zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Elisabeth Herrmann

# Schatten der Toten

Thriller

GOLDMANN

*Für Shirin,  
meine wunderbare Tochter!*

Mein ist alles!, sprach das Gold;  
Mein ist alles!, sprach der Stahl.  
Alles kauf' ich!, sprach das Gold;  
Alles nehm' ich!, sprach der Stahl.

*Alexander Sergejewitsch Puschkin*

I

## I

### *Odessa, Seamen's Club – Club der Seemänner*

Der Anruf kam spät. So spät, dass Bastide Larcán zusammenzuckte, als das Handy vibrierte. Die Schüssel mit den Flusskrebseu war fast leer. Er wischte sich hastig die Finger an der Papierserviette ab und sah sich unauffällig um. Der schmucklose, gekachelte Raum war gut besetzt an diesem Abend, sogar die Telefonzelle wurde benutzt. Nebenau spielten angetrunkene Seeleute Tischfußball, die Luft war geschwängert von Rauch und Sehnsucht. Der Seamen's Club im Herzen des Handelshafens war das Wohnzimmer der Matrosen, die Insel der Schiffbrüchigen, der Ankerplatz der Heimatlosen. Die *frontsy*, die hier strandeten, fremde Segler, sie hatten nicht genug Zeit, um über die Potemkinsche Treppe hinauf in die Stadt zu steigen oder gleich hinter dem Tor zu den lockenden Lichtern und den Kellerbars mit den mehr oder weniger schönen Frauen. Oder nicht genug Geld. Oder keine Papiere. Oder es fehlte einfach an allem zusammen. Die meisten saßen über ihre Smartphones gebeugt, das Wodkaglas in der einen und die elf Zoll Familie in der anderen Hand.

»Ja?«

Brüllende Dieselmotoren. Knatternder Wind. Heisere Rufe. Todesangst.

»Scheiße! Scheiße!«

Poltern. Knarren. Ein Brecher musste das Schiff erwischt haben. Einige Sekunden lang hörte Larcán nichts anderes als die beängstigenden Geräusche von Gefahr. Lebensgefahr.

»Was ist los?«, fragte er leise. Im Aufstehen warf er ein paar Gryfni-Scheine auf den Tisch und griff zu seinem Glas. Der junge Mann hinter dem Tresen nickte ihm zu. Sie kannten sich. Obwohl sie bisher keine drei Worte miteinander gewechselt hatten. Worte galten hier nichts.

»Habt ihr sie?«

»Ja! Ja! Aber sie sind hinter uns her! Scheiße! Verhurte Jungfrau Maria! Ich bring dich um!«

»Moment.«

Larcán verließ den Club. Niemand achtete auf ihn. Nur der Luftzug beim Öffnen der Tür ließ einige Köpfe nach oben rucken. Er war anders. Keiner von ihnen. Vielleicht dachten sie an einen Captain oder Owner oder, was am nächsten lag, einen *bisinesmen*. Keiner von ihnen und trotzdem Teil dieser Zufallsgemeinschaft, die sich jeden Abend neu zusammenfand. Ihr Interesse verschwand zeitgleich mit dem Schließen der Tür.

Der Sturm hatte vor einer guten halben Stunde das Festland erreicht. Er piff über die Container und jaulte um die hohläugigen Fassaden der alten Speicher und trieb diesen Schneeregen vor sich her, der sofort wie mit tausend Nadeln durch jeden noch so schmalen Spalt der Kleidung stach. Die Lampen schaukelten an ihren hohen Masten und ließen Larcáns Schatten wie betrunken schwanken.

»Ganz ruhig. Es läuft wie geplant.«

»Du verfickefter Hurensohn! Nichts läuft! Die haben die Security erhöht! Vlad hat's erwischt. Das hast du gewusst, du...«

Es folgte eine Kanonade von Schimpfwörtern und Flü-



chen, die selbst Larcán nicht geläufig waren. Russisch und Ukrainisch unterschieden sich eben doch. Er suchte Schutz vor den peitschenden Regenschauern um die Ecke im alten Haupteingang des Clubs, der schon lange nicht mehr genutzt wurde.

»Es bleibt wie geplant. Wir treffen uns um Mitternacht in Fontanka.«

Fontanka war ein kleiner Ort an der Schwarzmeerküste, keine dreißig Kilometer nordöstlich die Küstenstraße entlang. Dort hatte Larcán von Ljubko, einem mürrischen Kleinbauern, eine Wellblechhütte gemietet, zum Fischen, wie er behauptet hatte, und noch etwas draufgelegt, als der Mann die elegante Kleidung seines seltsamen Mieters beäugt und schließlich begehrt auf dessen Armbanduhr geschielt hatte. Seitdem schaute Larcán mindestens zwei Dutzend Mal am Tag instinktiv auf den hellen Streifen an seinem Handgelenk. Aber er brauchte keine Uhr, er brauchte ein Versteck. Letzte Woche hatte er noch eine beachtliche Auswahl an Angelzubehör dort deponiert, das er billig auf dem Markt der tausend Wunder erstanden hatte. Das Interessante an der Hütte war nicht nur die Lage – weit genug von der Küste entfernt, um nicht in den Verdacht einer Urlaubsdatsche zu geraten (dies hätte wiederum Einbrecher neugierig gemacht) –, es war der Keller. Larcán vermutete, dass er weniger zur Vorratshaltung denn zur Unterbringung von Partisanen gedacht gewesen war. Es gab sogar einen Wasseranschluss. Die Matratze und das Bett hatte er bei Nacht angekartt. Davon musste niemand etwas mitbekommen. Alles war bereit. Tag und Stunde waren gekommen. Der Anruf hätte das Startsignal zu Larcáns Aufbruch in eine bessere Zukunft sein sollen. Doch der Mann am anderen Ende der Verbindung schien nicht mehr viel von diesem Plan zu halten.

»Hörst du mir nicht zu, du Vollidiot?« Das Knattern des Windes und sein Atem klangen wie Maschinengewehrfeuer. »Die haben uns auf dem Radar! Vlad blutet wie ein Schwein. Wir müssen an Land! Sofort!«

»Was ist mit ...?«

»Arschloch! Nichts ist, kapiert? Du kriegst sie nicht, wenn du mir nicht sofort sagst, wo wir anlegen können. Ich werf sie ins Meer, kapiert? Und dich dazu, wenn ich dich erwische, du Hurensohn! In Einzelteilen! Das hast du gewusst!«

»Maksym, bleib ruhig. Wo genau bist du?«

»Auf dem Wasser, du Arsch! Auf diesem gottverdammten Kahn! Und die haben Zodiacs! Ich piss auf deine Mutter, wenn du mir nicht sofort sagst, wo wir an Land gehen! Ich kill sie! Ich kill euch alle!«

Sie mussten den Plan ändern, aber im Gegensatz zu Maksym hatte Larcán vierzig Jahre Improvisation hinter sich. In Bruchteilen von Sekunden kombinierten seine Synapsen jede verbliebene Möglichkeit und rasteten bei der naheliegendsten ein. »Der Leuchtturm. In zehn Minuten. Macht die Lichter aus.«

»Und was sag ich der Kontrolle?«

»Du hast ein Fischerboot. Da draußen ist Sturm. Das reicht.«

»Wenn du uns nicht reinholst, ich fick dich und deine ...«

Larcán versuchte, durch die Regenschleier den Weg hinunter zum alten Hafen zu erkennen, doch die Sicht war miserabel. Er beendete die Verbindung, schlug den Mantelkragen hoch und machte sich auf den Weg.

Zu seiner Rechten erhob sich hinter Kränen, Containern und Verwaltungsgebäuden die natürliche Zollmauer: eine Steilwand, unterbrochen nur von der Zufahrtsstraße und

der Potemkinschen Treppe, die durch Eisensteins Film in die Geschichte eingegangen war. Darunter, tief in der Erde, die Katakomben. Ein unterirdisches Netz von Schmugglerwegen und Partisanenverstecken, über zweitausend Kilometer lang und Schauplatz verstörender Legenden. Jede Generation erfand sie neu, gemeinsam hatten sie alle die Schreckensvision eines Labyrinths ohne Ausgang, in dem man als Ortsfremder verloren war. Und dass es Wege vom Hafen in die Stadt gab, von denen nur noch wenige wussten ...

Zu seiner Linken lag das Passagierterminal mit dem Odessa-Hotel, das niemals eingeweiht worden war – eine noble Bauruine mit ungewisser Zukunft wie so vieles hier. Er dachte an die kleine Kirche am Ende des Terminals, in die er noch bei Tageslicht für ein kurzes Gebet eingekehrt war. An den Weg zurück über schmelzenden Schnee und den kurzen Halt am Bronzedenkmal der Matrosenfrau, an ihren leeren Blick hinaus aufs Meer, dazu verdammt, der ewigen Rivalin zu unterliegen: der See.

Während eisiger Regen seine Wangen ertauben ließ, lief er die Eisenbahntrasse entlang und hob die Hand zum Gruß, als ein Zollfahrzeug seinen Weg kreuzte, kurz verlangsamte und dann weiterfuhr. Er kam an niedrigen Lagerhäusern vorbei, erbaut aus rostrotem Ziegelstein, verziert mit Giebeln und Vorsprüngen, marode und vernachlässigt, aber Zeugen einer Zeit, in der ein Haus nicht nur dem Zweck, sondern auch der Repräsentation der Erbauer diene. Was das über die heutige Architektur aussagte? Er beließ es bei dem Gedanken, wollte ihn aber zu einer späteren Zeit vertiefen.

Nach Minuten, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen und in denen er den Mantel und die dünnen Lederschuhe verfluchte, bog er endlich in die schmale Gasse zur Wetter-

station ein. Rohre, meterdick und verrostet, führten über seinem Kopf quer über die Straße. Hier und da verdeckte Wellblech die schlimmsten Zeichen des Verfalls. Satelliten-schüsseln krönten das Dach, zwei Wagen parkten vor der Station auf zersprungenem Beton, in dem das Schmelzwasser schon wieder zu spiegelglatten Pfützen gefror. Dahinter lag das älteste Haus des Hafens: eine zerfallende Ruine, von der sich der Putz löste und durch deren Ritzen der Wind pfiß. Hier wohnte Djeduschka Mayak – mit Großväterchen Leuchtturm nur unzulänglich übersetzt. Ein hochbetagter Mann, weit über achtzig, der sich zusammen mit seiner Frau um das Seefeuer kümmerte, das von Land nur über eine sechshundert Meter lange, kaum zehn Meter breite Mole zu erreichen war. Maria, sein treues Weib, war stocktaub. Djeduschka Mayak – niemand konnte sich mehr an seinen richtigen Namen erinnern – war am Mittag hinaus zum Leuchtturm aufgebrochen und würde dort bis zum Ende des Sturms bleiben. Maria schlief. Oder sparte Strom. Das Haus lag im Dunkeln, wie Larcán erleichtert bemerkte.

Dieses Gebäude auf halbem Weg zur Ruine, das man wirklich nur noch bewohnen konnte, wenn man sein Leben darin verbracht hatte, lag an der alten Kaimauer am westlichen Ende des Hafenbeckens. In früheren Zeiten hatte sich auf dem kleinen Platz davor der Fischmarkt befunden. Wie die Spitze eines Bugs ragte der Flecken hinein in die Bucht, und der Wind erreichte fast Orkanstärke, als Larcán ein paar Meter hinaustrat und in Richtung Leuchtturm spähte. Die Lichter der Stadt umsäumten das weite Ufer zu seiner Linken. Das Passagierterminal und die Hotelruine waren, obwohl kaum ein paar Hundert Meter entfernt, nur noch schemenhaft zu erkennen. Alle Arbeit ruhte. Das Haus hinter ihm blieb dunkel. Für die Leute in der Wetterstation lag

diese Ecke im toten Winkel. Es gab keinen besseren Ort, um unerkant an Land zu kommen, wenn es denn Odessa sein musste. Er holte mit steifen Fingern sein Handy heraus.

»Wo bist du?«, fragte er.

»Hab gerade den Leuchtturm passiert. Was jetzt?«

Die Wellen schwappten mit brodelnder Gischt über die Kaimauern.

»Zu *Djeduschka*. Ich warte.«

Er legte auf und warf das Handy ins Wasser. Dann checkte er, wie schnell er im Falle eines Falles die Waffe ziehen konnte. Nicht schnell genug. Es war zu kalt. Und er war keine zwanzig mehr.

An der Bar des Hotels Londonskaya, an einem der Marmortische des Pushkin Square, bei der Lektüre der *Financial Times* auf einer Bank im Stadtpark machte er immer noch eine hervorragende Figur. Aber hier, bei Nacht und Nebel, sturmumtost, mit nur wenigen Grad über null, spürte er die Kälte in seinen Knochen und Eiskristalle in seinem Blut.

Warum Odessa?, dachte er und trat ein paar Meter zurück. Wenn alles anders gelaufen wäre, könnte ich jetzt auf der Terrasse einer Wohnung an der Côte d'Azur sitzen, bei einem Glas Meursault, zusammen mit der Frau, die mich von genau so einem Mist abgehalten hätte ... Weil du dumm gewesen bist, gab er sich selbst die Antwort. Nicht im Denken, aber in der Tat. Es war verlockend, sich in diesen Gedanken zu verlieren. Was wäre, wenn ... Aber das konnte er später tun. Nun wartete er auf ein morsches Fischerboot mit einer kostbaren Fracht und mit zwei Männern, die unberechenbar waren wie angeschossene Tiere.

Das Brüllen eines Dieselmotors, der sich gegen die Kraft der Elemente warf, riss ihn zurück in die Gegenwart. Aus den Regenschleiern löste sich eine dunkle Silhouette, lang

gestreckt und auf den Wellen tanzend. Sie hielt auf die Kai-mauer zu. Larcen stemmte sich gegen den Wind und lief ihr entgegen.

»Fang!«, brüllte Maksym und warf ihm ein Tau zu. Larcen gelang es erst beim vierten Versuch, es einzuholen und um den Poller zu winden.

Neben Maksym tauchte Vlad auf. Unnatürlich verkrümmt, die Hand an der Seite. Das Schiff tanzte auf und ab. Er sprang und brach direkt im Aufprall zusammen. Ihm folgte Maksym. Er war einen Kopf größer und um einiges breiter, vor allem aber: zwanzig Jahre jünger als Larcen.

»Du dreckiger Hurensohn!«

Larcen wurde am Kragen gepackt. Er ließ es geschehen. Er musste seine Kräfte aufsparen für den Moment der Übergabe. Das hier war nicht gefährlich. Das war nichts anderes als Adrenalinabbau. Im selben Augenblick wurde er weggestoßen und wäre um ein Haar über den stöhnenden Vlad gestolpert, der sich zusammengekrümmt auf dem matschigen Boden wand. Maksym folgte ihm drohend.

»Die haben ihn angeschossen! Die Scheißkerle haben ihn angeschossen!«

Larcen sah auf den Mann am Boden. Wenn er es geschafft hatte, an Land zu kommen, konnte es nicht lebensgefährlich sein. Ihn interessierte nur die Fracht.

»Wo ist sie?«

»Wo wohl? In einer Kiste auf Deck.«

»Ich will sie sehen.«

»Erst das Geld.«

»Erst die Kiste.«

Maksym näherte sich ihm noch einen weiteren Schritt. Die blitzenden Goldzähne waren das einzig Erhellende in seinem groben Gesicht. Larcen hob die Hände. »Ich habe

es nicht bei mir. Falls du an was anderes als einen sauberen Deal denkst. Wir holen jetzt die Kiste. Dann schaffen wir sie zu meinem Wagen. Dann kriegst du das Geld. Und dann, vielleicht, werfe ich Vlad vor der Haustür eines Arztes ab, der nicht allzu viele Fragen stellt.«

Maksym hob die Faust. Für einen Augenblick sah es so aus, als ob er Larcán einen Kinnhaken verpassen wollte. Aber er fuhr sich nur über die stoppelkurzen Haare.

»Beeilung«, knurrte er. »Ich hab sie am Leuchtturm abgehängt. Weiß aber nicht, für wie lange.«

Larcán ging zum Kai. Bei jeder Welle krachte das Schiff an die Kaimauer. Er wartete, bis die Reling in seine Richtung kippte, sprang, verharrte dann für einen Augenblick, um seine Kräfte zu sammeln und bis es sich wieder auf die andere Seite legte, nahm den Schwung mit und landete schlitternd auf dem glitschigen Deck. Hinter sich hörte er Maksym, dem der Aufstieg ohne Probleme gelang.

»Dahinten.«

Die Kiste stand neben dem Steuerhaus. Gut vertäut. Maksym war nicht nur einer der übelsten Verbrecher Odessas, sondern auch ein guter Seemann. Was Larcán gar nicht gefiel, war das schwere Schloss, das den Deckel verriegelte.

»Mach auf.«

Maksym suchte mit zusammengekniffenen Augen das Meer hinter dem Leuchtturm ab. Lichter bewegten sich in der Dunkelheit wie Glühwürmchen. Blitzschnell ließ er ein Messer aufklappen.

»Keine Zeit.« Er durchtrennte die Seile. »Fass an.«

Gemeinsam schoben sie die Kiste zur Reling. Sie kam Larcán leicht vor. Zu leicht für das, was sie bergen sollte. Er blieb stehen und richtete sich schwer atmend auf.

»Du verarschst mich auch nicht?«

Maksym sprang an Land. »Halt die Fresse! Los jetzt!«

Larcan schob, die Kiste kippte über Bord. Maksym fing sie auf und ließ sie zu Boden krachen. Er hatte sogar die Freundlichkeit, Larcan die Hand zu reichen, damit auch er sicher landete.

»Und jetzt das Geld.«

»Ich habe gesagt, dass ...«

Schon spürte Larcan die Klinge an der Kehle.

»Die Kohle. Ich hab geliefert. Wo steht deine Karre?«

Die Lichter kamen näher. Und mit ihnen, weit entfernt und leise wie das Surren einer Nähmaschine, das Geräusch von Motoren. Maksyms Augen verengten sich.

»Die Kohle! Ich stech dich ab. Ich schwör's dir.«

Larcans Synapsen spielten augenblicklich verrückt. Nach Plan B gab es kein C mehr. Das Spiel war aus. Keine zwei Minuten, und die Zodiacs wären am Ziel. Die Männer an Bord dieser ultramodernen, schnittigen Schlauchboote würden kugelsichere Westen tragen, Nachtsichtgeräte und vermutlich russische AK-12, Schnellfeuergewehre, mit denen sie dem Spuk innerhalb von Sekunden ein Ende setzen würden. Die privaten Sicherheitsdienste waren mittlerweile besser ausgerüstet als die Armee. Es war vorbei. Zack. Etwas rastete ein in seinem Hirn. Nicht Plan C, eher Plan Z. Die letzte, die dreckige Chance.

Seine Hand fuhr nach links unter den Mantel. Er holte die Waffe heraus, erstaunt, wie schnell ihm das gelang, und noch bevor Maksym begriff, zerschmetterte der Schuss die Schulter. Mit dem Schrei eines Tiers taumelte der Angreifer zurück. Im Aufbäumen traf ihn die nächste Patrone genau zwischen die buschigen Augenbrauen. Er kippte nach hinten und blieb reglos liegen. Larcan trat zu Vlad.

Der hatte sich, die Wunde haltend, halb aufgerichtet. Fast



noch ein Junge, keine zwanzig. Zerstört von Alkohol und Drogen, ein Tagelöhner des Bösen. Er hob die blutige Hand.

»Nein. Nein!«

Larcán schoss. Das dritte Nein blieb ungeschrien.

Er kehrte zu Maksym zurück und stieß die Leiche mit der Schuhspitze an. Dann beugte er sich herunter und suchte den Schlüssel. Das zornige Sirren der Zodiacs wurde lauter. Was die Leute in der Wetterstation wohl dachten? Wahrscheinlich, dass in diesen Minuten der sicherste Platz auch der wärmste war: drinnen.

Maksym trug den Schlüssel an einer Kette um den Hals. Ein Ruck, und Larcán hielt ihn in den Händen. Ein neues Spiel begann. Als er sich aufrichtete, schwindelte ihm. Was zum Teufel war das? Seit wann spielte in solchen Situationen sein Kreislauf verrückt? Er ging zur Kiste und wollte das Schloss öffnen. Aber seine Hände zitterten so sehr, dass ihm der Schlüssel durch die Finger in den eisigen grauen Matsch fiel. Er konnte die Rufe hören, die der Wind zu ihm herübertrieb. Das Fischerboot scheuerte so brünstig am Kai, als wolle es ihn besteigen. Los jetzt! Keine Zeit! Mit tauben Fingern pickte er den Schlüssel auf. Ruhig. Ganz ruhig. Du hast noch dreißig Sekunden.

Rein ins Schloss. Drehen. Klick. Verriegelung lösen. Deckel heben. Sein Herzschlag galoppierte, sein Blutdruck fuhr Achterbahn. Er zwang ein Lächeln auf sein Gesicht.

»Hallo, meine Kleine«, sagte er.

Es war ein Mädchen. Es war blond. Die Locken umrahmten ein herzförmiges, verschlafenes, ängstliches Gesicht. Es öffnete die Augen. Sie waren blau. Der Blick traf ihn mitten ins Herz und ließ ihm den Atem stocken. Mit dieser Ähnlichkeit hatte er nicht gerechnet.

»Komm raus.« Seine Stimme war heiser.

Er half dem benommenen Kind, aus der Kiste zu steigen. Als die Zodiacs anlegten und schwer bewaffnete Männer an Land sprangen, nahm er die Kleine auf den Arm. Augenblicklich schmiegte sie sich an ihn. Das Gefühl war ... ein Schock.

»Alles ist gut«, sagte er und strich ihr über die Haare. Er hörte schwere Schritte, Rufe, das metallische Klacken, mit dem Waffen entsichert wurden. »Alles ist gut.«

Sie bauten sich um ihn auf wie eine Armee der Schatten. Ihr Anführer, ein breitschultriger Mann mit Titanhelm und heruntergeklapptem dunklem Visier, gab seinen Männern das Zeichen, die Waffen herunterzunehmen. Wachsam umrundeten sie ihn, bis sich der Kreis geschlossen hatte. Sie schwiegen. Um sie herum tobte der Sturm. Er spielte mit den Haaren der toten Männer auf dem Pflaster.

Der Anführer ging zu den Leichen und betrachtete die Gesichter, wahrscheinlich um sich ein Bild von Larcans Hinrichtung zu machen. Als er zurückkehrte, den Helm und die Sturmhaube abnahm, war das kein gutes Zeichen. Er war einen halben Kopf größer als Larcans. Sein Körperbau verriet eine mindestens paramilitärische Ausbildung. Glatt rasiert, Züge wie aus Stein gemeißelt. Ein Elitekämpfer.

»Gib her.«

Das Mädchen klammerte sich noch enger an Larcans. Ein Leichtgewicht.

»Los!«

Der Mann griff nach dem Kind. Es schrie. Hoch und durchdringend. Ein Schrei, der Larcans durch Mark und Bein fuhr. Er hielt das Kind fest, so fest, wie er konnte, doch dann wurde ihm der warme Körper aus dem Arm gerissen, und die Kälte überfiel ihn zeitgleich mit dem mörderischen Schlag. Der Schrei aber begleitete ihn in die Dunkelheit.

Hoch. Gellend. Todesangst.

Judith Kepler schlug um sich, fegte ein Glas Wasser vom Nachttisch und kam schweißgebadet zu sich. Bis sie begriff, wo sie sich befand, dauerte es ein halbes Dutzend panische Atemzüge.

Sie lief zum Fenster, riss es auf und sog, so tief es ging, die kühle Nachtluft in die Lunge. Ihr T-Shirt war schweißnass. Ihr Atem flog, ihr Herz raste, das Adrenalin peitschte ihr Blut wie einen Wasserfall durch die Venen. Ein Schuss. In Panik fuhr sie zusammen und brauchte Sekunden, bis sie begriff, dass sie die Fehlzündung eines Automotors unten auf der Lichtenberger gehört hatte. Es war so nah. Es griff immer noch nach ihrer Seele. Der Albtraum begleitete sie, mehr oder weniger intensiv, seit ihrem fünften Lebensjahr. Jedes Mal endete es mit derselben Todesangst, jedes Mal mit demselben Gefühl von abgrundtiefem Verlust.

Sie fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht. Es waren nicht die Toten, die sie jagten. Es waren die Lebenden.

*Er wird nicht kommen.*

Kein Trost. Abgrundtiefe Verzweiflung.

»Fertig.«

Es war ein kalter, toter Montag Ende Februar im Norden Berlins. Krähengeschrei hatte Judith ins Haus begleitet. Die Polizei war schon fort. Ihre Anweisungen hatte sie am Telefon erhalten.

Sie sah dem tiefroten Wasser hinterher, das im Strudel seinen Weg in den Abfluss fand. Ihre Hände waren von scharfen Reinigern gerötet. Sie trug einen dicken Wollpullover

in einem undefinierbaren Grünbraun, der schon bessere Tage gesehen hatte, und eine ausgewaschene Jeans. In dem Moment, in dem sie hochgesehen hatte, war das Deckenlicht auf ein schmales Gesicht mit blauen Augen gefallen, fast jungenhaft und ernst, mit ersten Falten um die Augen und einem forschenden, aber nicht unfreundlichen Blick.

»Kai?«

Durch das geöffnete Badezimmerfenster wehte eine Ahnung von Zigarettenrauch. Sie vermischte sich mit den Erinnerungen an Erbrochenes, getrocknetes Blut, Schleifspuren im Flur und frischen Beton. Der Betongeruch kam aus der Garage, aber die konnten sie auslassen. Der Täter hatte sein Opfer ordentlich verpackt und dort in die Grube gelegt. Mitten im Anrühren und Einfüllen war er von einem Postboten überrascht worden, der Ahnung von Paketen hatte und wusste, dass dieses dort, in einem ausgestemmtten Loch im Boden, nicht zum Versand gedacht war.

Der Täter hatte noch bei der Festnahme gestanden. Die Leiche seiner Frau war von der Rechtsmedizin abgeholt worden. Tatortspuren und Aussage stimmten überein. Der Mord war beim Frühstück geschehen – Rührei, Kaffee, verbrannter Toast. Ein scharfes Messer, sie dreht ihm den Rücken zu, er kommt von hinten ... Blut, literweise Blut. Die Abrinn- und Spritzspuren waren leicht zu beseitigen. Sie hatte es bei den Fliesenfugen hinter der Spüle mit Chlor versucht, doch wer wusste, was hier geschehen war, würde die Spuren erkennen.

Ein scharfer, irreversibler Schnitt hatte das Leben dieser Menschen zerteilt, eine blutige Fahne wie ein Signal in den Boden des Alltags gerammt: Alles ist zerbrechlich wie ein Schneckenhaus, das jemand mit schwerem Tritt zermalmt. Da lagen sie nun, die Scherben. Und Fremde waren erschie-

nen, wanderten durch dieses nach außen gestülpte, ins Blitzlicht der Polizeifotografen getauchte Leben und kehrten zusammen, was man zusammenkehren konnte. Zu kitten gab es nichts mehr. Das war vielleicht das Traurigste, wenn Judith einen Anruf bekam, der sie von ihrem *normalen* Arbeitsplatz wegrief an einen Tatort. Dass sie immer zu spät aufkreuzten. Dass sie ein Stilleben des Todes erwartete, der manchmal ganz leise herangeschlichen war und einen Menschen mitgenommen hatte wie einen Gast, der sich da draußen im Leben verlaufen hatte und den man heimführen musste. Solche Tode hatten etwas von einer Heimkehr, und Judith stand in diesen Wohnungen mit dem Gefühl, als Stellvertreterin der Reisenden die letzten Dinge zu ordnen. Dann war es gut, wenn sie fertig war. Sie konnte zurückkehren zu ihrer Kolonne und den mitfühlenden Blicken der Kollegen, die keine hochspezialisierte Zusatzausbildung zum Tatortreiniger hatten, und ihnen mit einem kleinen Lächeln begegnen.

Doch Cleaner wurden auch gerufen, wenn der Tod als kaltblütiger Killer oder im Furor von Hass und Wahn gekommen war. *Mitten aus dem Leben gerissen*, diese Formulierung erhielt an Tatorten wie diesen eine ganz neue Bedeutung. Hatte die Frau sich gewehrt? Wie lange dauerte es, bis jemand mit durchschnittener Kehle starb? Im Film ging es immer ganz schnell. In der Realität zeugten die Spuren von fürchterlichen Kämpfen.

Durch Zufall lag der verbrannte Toast ganz oben in dem blauen Müllsack, dessen Öffnung sie nun zusammenzwirbelte und verschloss. Vielleicht der Auslöser für die Tat, aber keinesfalls der Grund. Es gab immer eine Vorgeschichte. Gewalt im vertrauten Umfeld erfolgte nie aus dem Nichts, das hatte auch Judith schnell gelernt.

»Kai!«

»Komme gleich.«

Mit einem ärgerlichen Seufzen ließ sie Wasser in den Eimer laufen und kehrte zurück in den Flur. Sie hasste falsches Parkett. Eigentlich müsste das Laminat ausgetauscht werden. Blut war auch hier zwischen die Ritzen gesickert. Viel Blut. Handabdrücke in Kniehöhe an der weiß getünchten Wand. Die Frau hatte noch gelebt... Judith ging in die Knie und legte aus einem Impuls heraus ihre Hand auf den letzten Abdruck. Wie starb man, wenn man ermordet wurde? Konnte Schock eine Gnade sein? Wusste man, was geschah? Sie schloss die Augen und spürte die Struktur der Raufaser unter ihren Fingern, so nah an der Tür, so nah an der letzten Hoffnung... und sie, Judith, zu spät, viel zu spät.

Schritte von draußen, jemand klopfte die Schuhsohlen vorm Betreten des Bungalows ab. Kais hohe, kräftige Silhouette zeichnete sich vor dem einfallenden Licht ab. Aus dem pickligen Jungen, den das Arbeitsamt vor Jahren zu Dombrowski geschickt hatte, war ein kräftiger Mann geworden. Ein Zupacker. Die Haare, mittlerweile schulterlang, erinnerten mit ihren blonden Spitzen an einen Surfer. Der Dreitagebart stand ihm. Die Muskeln, durch harte körperliche Arbeit und nicht im Fitnessstudio erkämpft, auch. Ein hübscher Kerl. Wurde langsam erwachsen. Erkannte, dass mehr in ihm stecken könnte. Schob es auf Judith, seinen Boss. Ohne sie wäre er Kolonnenführer. Aber sie hatte nicht vor, höflich beiseitezutreten und ihn durchzuwinken. *Dombrowski Facility Management* war eine Firma aus dem vorigen Jahrhundert. Hier wurde Aufstieg erarbeitet. Erstaunlich, dass er trotzdem schon so lange bei ihnen war.

Sie wies auf die Müllsäcke. »Bring das schon mal nach draußen.«

»Mehr nicht?«

Judith warf einen schnellen Blick ins Wohnzimmer. Couchgarnitur, Fernseher, Anrichte. Die Frau hatte ein Faible für Porzellankatzen gehabt. Sie standen überall; eine verwaiste Großfamilie. Schicksal: ungewiss. Auftraggeber war der Vermieter gewesen. Judith hatte nirgendwo Familienfotos gesehen. Vermutlich hatten die Katzen einiges ersetzen müssen.

»Küche und Flur. Wisch noch einmal durch, dann sind wir fertig.«

Über Kais jungenhaftes Gesicht huschte ein Grinsen. Halb sieben. Ein früher Feierabend für die Spätschicht. Duschen, umziehen und dann ...

Ihr Handy klingelte. Liz war am Apparat. Immer noch etwas aufgeregt und atemlos von der plötzlichen Verantwortung, mit der Judith sie erst vor ein paar Tagen betraut hatte: Aufträge entgegennehmen und weiterleiten. »Einkaufszentrum Landsberger Allee. Eine Frau hat ein Baby gekriegt. Direkt vor dem Supermarkt, der bis Mitternacht aufhat.«

»Das macht MacClean«, antwortete Judith, die über die einzelnen Herrschaftsbereiche der Berliner Gebäudereinigungsunternehmen bestens informiert war. Sie arbeitete schon seit fast zehn Jahren für Dombrowski Facility Management, hatte sich aus den Gelegenheitsjobs auf den Umzugswagen hochgeschuftet in die feste Belegschaft der Putzkolonnen. Die Einzige, die bei der Eignungsprüfung zum *death scene cleaner* nicht gekotzt hatte. War immer eine der Stillen, Ruhigen gewesen. Bis zu jenem Tag, der ihr Leben in den Abgrund geführt hatte ... Nicht dran denken. Sie atmete tief durch. Du hast es überlebt. Was willst du eigentlich?

»Eben nicht.« Liz' Stimme bekam einen verschwörerischen Unterton, auf den sich Judith zunächst keinen Reim machen konnte. »Alle krank.«

»Echt jetzt?«

»Kein Mindestlohn, keine Überstunden. Da sengt die Luft.«

Brennt, wollte Judith sagen und hielt sich gerade noch rechtzeitig zurück.

»Wilder Streik?«

Liz lachte leise. »Hat eben nicht jeder einen Boss wie wir.«

Dombrowski, Judiths Chef, hatte schon immer seine eigenen Vorstellungen von Betriebsrat, Arbeitszeiten und Lohn. Sie waren oft hart an der Grenze, aber eine unterschritten sie nie: Wer hart arbeitet, soll auch davon leben können. Streiks gab es bei ihm nicht. Er hätte jeden Einzelnen persönlich zur Arbeit gezerrt und ihm anschließend sein Entlassungsschreiben in die Hand gedrückt.

Liz, die in letzter Zeit ein gewisses betriebswirtschaftliches Händchen entwickelte, fuhr fort: »Unsere Chance. Oder?«

Judiths Blick fiel auf Kai, der sich gerade die letzten beiden Müllsäcke schnappte und sich wohl vorstellte, was er mit den geschenkten zwei Stunden alles anfangen konnte. Sie holte den Transporterschlüssel aus der Hosentasche, rief »Hepp!« und warf sie ihm zu. »EKZ Landsberger. Schnelle Nummer. Ich nehm den Bus.«

Mit der Ratlosigkeit eines ausgesetzten Welpen sah er erst auf den Schlüssel und dann zu seiner Chefin, die an ihm vorbei hinaus in die spätwinterliche Kälte trat.

»Wie jetzt? Und du?«

Sie grinste ihn an. Die frische Luft tat gut, der Marsch zur Haltestelle im fast ländlichen Berliner Norden würde die Erinnerungen an den Arbeitstag löschen.

»Ich habe ein Date.«



»Und ich?«

»Sorry für dein Liebesleben«, warf sie ihm noch über die Schulter zu. Und für meins, setzte sie in Gedanken hinzu und vergrub sich noch im Laufen tief in ihre Jacke. Ihre Fingerspitzen stießen an ein Stück Papier. Sie zögerte. Die Entscheidung lag in ihrer Hand. Es könnte ein gemütlicher Abend werden, mal wieder eine Langspielplatte auflegen – Robert Plants *Carry Fire* war gerade ihr Favorit –, die halbe Flasche Wein, die schon seit drei Tagen offen im Kühlschrank stand, irgendwas vom Vietnamesen auf dem Weg von der S-Bahn nach Hause. Oder ... Im Bus holte sie den Zettel heraus und faltete ihn auseinander. Noch immer schlug ihr Herz schneller, wenn sie diesen Namen las.

*Quirin Kaiserley.*

Der Mann, dem sie einmal ihr Leben anvertraut hatte ...

Es war eine Einladung, auf Handzettel gedruckt. Mit ein paar persönlichen, hingekritzelteten Worten, die sie nicht ernst nehmen konnte. Er wollte sie besänftigen, wenn sie nach einem ersten flüchtigen Blick begriff, um was es ging: eine Buchvorstellung. Gähnen, fällt ihm denn nichts Neues ein? Im Deutschen Spionagemuseum. Wie witzig. *Spione, Schläfer und Agenten – Geheimdienstoperationen im Kalten Krieg*. Noch vor Erscheinen ein Ladenhüter. Wer zum Teufel interessierte sich denn noch für die alten Geschichten? Und dann der Untertitel: *Die Operation Saßnitz und ihre Folgen*.

Zack. Messer im Herz.

Sie zerknüllte die Einladung und steckte sie in die Ritze zwischen Sitz und Fahrzeugwand. Am S-Bahnhof Waidmannslust nahm sie die S1. Sie könnte am Alexanderplatz umsteigen Richtung Lichtenberg – nach Hause. Sie könnte

auch weiterfahren und am Potsdamer Platz aussteigen. Sag, Judith, wie wirst du dich entscheiden?

Vor dem Fenster der Bahn flog die Stadt vorbei, zersprang das Licht in tausend bunte Funken.

### 3

**H**erzlich willkommen. Alte Freunde, alte Feinde und all die, die sich heute um diese Positionen keine Sorgen mehr machen müssen.«

Der Mann auf dem Podium machte eine rhetorische Pause. Er strich sich durch die kurzen eisgrauen Haare. Eine Geste der Verlegenheit. Oder gut gespielter Verlegenheit. Sein Blick wanderte über die Stuhlreihen des voll besetzten Saals. Vor dem Podium hatten sich einige Zuhörer sogar auf dem Fußboden niedergelassen. Wer auch dafür zu spät gekommen war, stand an der Wand oder in der geöffneten Tür, die hinaus zum Museumsshop führte.

»Ich bin immer wieder erstaunt, dass meine Themen nach wie vor auf solches Interesse stoßen«, sagte er und wandte sich eher symbolisch zu dem großen Werbeaufsteller neben der Bühne. *Buchvorstellung*, stand darauf. *Spione, Schläfer und Agenten – Geheimdienstoperationen im Kalten Krieg*. Autor: Quirin Kaiserley. Ein paar der jüngeren Besucher lachten leise. Die älteren blieben mehrheitlich regungslos. Es waren hauptsächlich Männer gekommen – graue Windjacken, bequeme Schuhe, hier und da ein Gehstock. Im Gang standen mehrere Rollatoren.

»Die Operation Saßnitz 1984 – nein, das ist kein Rechtschreibfehler. Das ›ß‹ wurde erst in den neunziger Jahren in

die heute gültige Schreibweise geändert, die Operation Saßnitz gilt bis heute als eine der größten Fehlleistungen von gleich zwei Geheimdiensten: dem Bundesnachrichtendienst und der HV A.«

Er wandte sich an drei junge Frauen, vermutlich Studentinnen, die mit gekreuzten Beinen auf dem Teppichboden saßen und zu ihm aufblickten. »Das war die Hauptverwaltung Aufklärung des Ministeriums für Staatssicherheit, der Auslandsnachrichten der DDR.«

Den anderen musste er das nicht erklären.

»Und bis heute, mehr als dreißig Jahre danach, sind noch längst nicht alle Einzelheiten geklärt. Bleiben wir zunächst bei dem Mann, der den Stein ins Rollen gebracht hat: Richard Lindner. Einer der besten, wenn nicht gar der beste Auslandsaufklärer der Stasi. Und ein Romeo. Sie wissen, was ein Romeo ist? Ein charmanter junger Mann mit einer bemerkenswerten Ausbildung. Seine Aufgabe: junge Frauen in Westdeutschland kennenzulernen. Aufzureißen, wie man heutzutage zweifellos sagen würde.«

Die Studentinnen kicherten. Die grauen Männer blieben ernst.

»Junge Frauen, die meist als Sekretärinnen bei der NATO, der Bundeswehr, im politischen Bonn oder beim BND arbeiteten. Ja, auch der BND war infiltriert. Diese Damen verrieten dem Romeo hochgeheime Informationen. Und wenn Sie jetzt wissen wollen, wie das möglich sein kann, dass junge Frauen im Kalten Krieg ihr Land verraten, dann ...«

Sein Blick fiel auf die Groupies zu seinen Füßen.

»Dann fragen Sie sich selbst, was Sie bereit wären, für die Liebe zu opfern.«

In der vorletzten Reihe saß Judith. Sie hielt den Blick zu Boden gerichtet, die blonden Haare zu einem Knoten ge-

zwirbelt. Sie wusste, dass er den Raum nach ihr abscannte. Aber das Letzte, wonach ihr der Sinn stand, war sein Wiedersehenslächeln und, bewahre!, vielleicht noch ein persönliches Grußwort in ihre Richtung. Zeitzeugin Judith Kepler, Opfer des Kalten Krieges, damals noch ein kleines Mädchen mit einem anderen Namen ...

Jetzt aber hob sie die Augenbrauen und stieß einen missbilligenden Laut aus. Der Mann neben ihr, ein Kinn wie ein Backstein, die Hände über seinem Gehstock gekreuzt, als ob dies ein Zepter wäre und er ein gestürzter König (was er bestimmt auch war, denn die halbe Ex-HV A war hier versammelt), zischte: »Ruhe!«, und dann fuhr Kaiserley auch schon fort.

»Bis heute gibt es nur Vermutungen, wer die Frau war, die unser Romeo umgarnte. Eine Sekretärin in der Bonner Republik. Alleinstehend, autoritär erzogen, vermutlich vaterfixiert. Verfällt diesem gutaussehenden jungen Mann, der ihr das Märchen von der großen Liebe vorspielt. Womit hat er sie so weit gebracht? Ein Heiratsversprechen? Eine Notlage, aus der ihn nur Verrat befreien kann? Die Verführungsmechanismen der Romeos füllen Regalmeter an Büchern. Sie sollen nicht unser Thema sein. Bleiben wir bei dem, was wir wissen. Ende 1984 verriet eine junge Angestellte des Bundesnachrichtendienstes eine hochgeheime Aktion an den DDR-Agenten Richard Lindner. Wir haben das Protokoll, es ist in meinem Buch nachzulesen. Unser junger Spion hält den Coup seines Lebens in der Hand. Was wird er tun? Natürlich sofort seinen Führungsoffizier informieren und das Geheimprotokoll bei der Stasi abliefern. Können Sie mir bis jetzt folgen?«

Nur die Studentinnen in der ersten Reihe nickten. Der Rest blieb weiterhin bewegungslos sitzen.

»Aber dann geschah etwas Seltsames. Etwas noch nie Dagewesenes: Er behielt das Papier für sich.«

Verstohlen sah Judith sich um. Die grauen Männer rührten sich immer noch nicht. Wahrscheinlich erzählte Kaiserley ihnen nichts Neues. Aber die anderen, die, die nicht grau waren und wie versteinert auf ihren Plätzen hockten, interessierte Besucher des Spionagemuseums vielleicht oder Leute, die zu viel John le Carré gelesen hatten und die es deshalb an diesem eisigen Wintertag zum Leipziger Platz getrieben hatte, die anderen also flüsterten, sahen sich fragend an, scharrrten mit den Füßen oder sahen auf ihre Armbanduhr, wann der Vortrag wohl endlich vorbei wäre. Judith bereute ihre Entscheidung. Sie könnte schon längst zu Hause auf der Couch liegen ... Wann rückte er endlich heraus mit der »Wahrheit über die Operation Saßnitz«? Gib es doch zu: Du hast alten Käse in neue Schachteln verpackt, mehr nicht.

»Dieses Papier, es wurde dem Archiv erst später hinzugefügt. Warum? Weil Lindner sich damit selbst an die Stasi verraten hätte.«

Judith wartete darauf, dass Kaiserley fortfuhr. Jetzt würde er sicher bildhaft erzählen, wie Lindners Geliebte ihm vermutlich nach einem Schäferstündchen das Geheimprotokoll überreichte – und es war nichts als kalter Kaffee. Das Protokoll war wertlos. Makulatur. Er würde ja wohl kaum den ganzen Übermittlungsapparat in Gang setzen – tote Briefkästen, konspirative Treffen, Kuriere –, um seine Aktion an die eigenen Leute zu verraten ... Kein Wunder, dass es nicht in Ostberlin landete. Es war das Papier nicht wert, auf dem es geschrieben stand.

»Lindner war mehr als ...«

Er brach ab. Er musste jemanden im Publikum entdeckt

haben. Judith ruckte wieder mit dem Kopf hinunter. Der Backsteinmann rechts neben ihr musterte sie misstrauisch.

»Richard Lindner war nicht nur ein Romeo. Er hatte einen zweiten, nicht minder konspirativen Auftrag erhalten: einen Schlag gegen die BRD auszuführen. Darum ging es in diesem Papier. Er hätte seinen eigenen Auftrag weitergeleitet. Nun fragen Sie sich sicher: Warum hat er es nicht getan? Darauf gibt es nur eine Antwort: Lindners Geheimauftrag kam nicht von der HV A. Nicht von seinen eigenen Leuten.«

Es war still. Keiner rührte sich. Entweder weil niemand ihm mehr folgen konnte oder weil er gerade eine Bombe mit dreißig Jahre altem Zeitzünder hatte hochgehen lassen. Ein Stasi-Romeo, der für eine zweite, noch geheimere Abteilung arbeitete? Kaiserley ließ seine Worte einen Moment lang wirken.

»Ich kann verstehen, dass das verwirrend klingt. Ich versuche, es so einfach wie möglich zu erklären. Lindner ist jung und ehrgeizig. Er arbeitet sehr erfolgreich als Romeo. Das fällt auf. Nicht den Funktionären, aber vielleicht dem einen oder anderen, der seine ganz eigenen Pläne im Ministerium für Staatssicherheit verfolgte. Der nimmt Lindner zur Seite und weiht ihn ein in einen hochgeheimen Plan. Niemand darf davon erfahren. Die beiden operieren quasi an der Leitungsebene vorbei. Das konnte nur jemand sein, der uneingeschränkte Machtbefugnisse besaß. Damit war die Operation Saßnitz entstanden. Mit nur zwei Beteiligten: Lindner und seinem hochrangigen Auftraggeber.«

Eine der jungen Frauen meldete sich. »Wer war das?«

Kaiserley lächelte sie an. Sie strich sich durch die Haare.

»Das wissen wir bis heute nicht. Doch der Einsatz war so hoch, dass wir von jemandem in der Führungsriege ausgehen.«

Die grauen Männer rührten sich nicht. Nur einer wechselte mit einer Frau zwei Reihen weiter einen schnellen Blick. Sie musste in seinem Alter sein, also weit über sechzig, und ihr hartes Gesicht wurde mit einem Mal von einem winzigen Lächeln aufgebrochen. *Wir wissen mehr als du*, schien es zu sagen. *Immer noch...*

»Die Geheimoperation Saßnitz hatte ein Ziel: einen BND-Agenten zu fangen. Mich.«

Wieder der fast verlegene Strich durchs Haupthaar. Du bist so eitel, dachte Judith. Selbst nach so langer Zeit muss es dich noch stolz machen, einmal so wichtig gewesen zu sein...

»Ich, ein BND-Agent im Westen, muss mir im MfS, im Ministerium für Staatssicherheit, einen ganz besonderen Feind gemacht haben. Wer das gewesen ist, darüber kann wie gesagt nur spekuliert werden. Aber der Plan war, mich quasi in flagranti zu schnappen, bei der Schleusung einer DDR-Familie in den Westen. Und dafür musste mir ein Köder ausgelegt werden. Sie wissen, was eine Schleusung ist?«

Die Studentinnen nickten. Seit der Flüchtlingskrise war das Wort mit enormer sozialer Sprengkraft aufgeladen.

»Ich sollte Lindners Familie in den Westen holen. Das war ein sehr hohes Risiko, das man nur einging, wenn auch ordentlich etwas für den Westen herauskam. Lindner nahm also Kontakt mit uns auf. Wohlgermerkt im Auftrag des Mannes, der mich fangen wollte. Er bot uns, dem BND, Mikrofilme mit den Namen aller DDR-Agenten im Ausland. Diese Mikrofilme, unter Lebensgefahr aus dem Labor geschmuggelt, waren der Jackpot. Das Riesending. Es war, als hätte man uns den Heiligen Gral unter die Nase gehalten.«

Es schien, als ob alle im Saal den Atem anhielten.

»Ein Riesenfisch, dachten wir. Lindners Bedingungen waren einfach: die Schleusung in die BRD für sich, seine Frau und seine kleine Tochter. Dass es eine Falle war, daran dachten wir nicht einen Moment. Es klingt ja heute noch absurd. Alle, ausnahmslos alle DDR-Agenten sollten verraten werden! Nur um mich zu fangen?«

Er sah sich um, mit einem gespielt ungläubigen Ausdruck im Gesicht. Ihm schlug eiserne Reglosigkeit entgegen. Er klatschte in die Hände.

»Bravo! Sie haben den springenden Punkt erkannt! Sie sollten ja gar nicht verraten werden. Es war ein Fake, wie man heute sagt. Denn Lindner hatte nie die Absicht gehabt, sein Land zu verraten.«

Nur seine eigene Familie, dachte Judith. Geopfert, in die Höhle des Löwen geschickt, dem »Feind« auf dem Silbertablett dargeboten wie eine Ware. Und für was? Damit der große Unbekannte eine Rechnung mit Kaiserley begleichen konnte?

»Aber«, fragte eine Studentin in die Stille hinein, »es hat nicht geklappt?«

Kaiserleys Gesicht verzog sich schmerzlich. »Nein, es hat nicht geklappt. Denn Lindner, seine Familie, sein Plan, wir alle wurden verraten. Nicht von unserer jungen, naiven Sekretärin übrigens, sondern von einem Maulwurf in unseren Reihen. An die Stasi, die ja nichts davon wusste und deshalb glauben musste, dass Lindner tatsächlich einen Landes- und Hochverrat plante.« Er griff nach einem Buch und hielt es in die Höhe. »Das alles können Sie hier nachlesen.«

»Auch den Namen des geheimnisvollen Unbekannten?«

Plötzlich also ein namenloser Schatten. Einer, der im Hintergrund alles geplant und eingefädelt hatte und der nicht wollte, dass die eigenen Leute Wind von der Sache beka-



men. Wer war dieser Mann? Von wem redete Kaiserley? Ein General, ein Leutnant? Um Lindner konspirativ an der Stasi vorbeizuführen, musste es ein hohes Tier gewesen sein. Es änderte nichts an Judiths Verachtung. Es war egal, ob Lindner den Verrat gemeinsam mit der HV A oder einem Einzelnen geplant hatte. Das Ergebnis wäre in beiden Fällen das gleiche gewesen: eine Katastrophe.

»Ich kenne den Namen nicht, leider. Glauben Sie mir, ich würde sehr gerne ein paar Worte mit ihm wechseln.«

»Dann war die Sache also zweimal in Gefahr?«, fasste die Studentin zusammen. »Einmal, als die Tippse ihm das Protokoll gab und er es nicht weitergereicht hat. War das nicht schon ein ziemliches Dienstvergehen für einen Spion?«

Kaiserley nickte wohlwollend. Es gefiel ihm, wenn man aufmerksam zuhörte.

»Aber dann gab es einen zweiten Verrat?«

»Und dieses Mal konnte Lindner nichts dagegen tun. Es war eine Doppelagentin der CIA.«

Ein Schuss, laut wie eine Detonation. Die Waffe scheint in Judiths Hand zu explodieren. Sie kann noch immer den Schmerz spüren, den Rückstoß, die Todesangst. Sieben Jahre ist es her, dass sie die Frau gestellt haben. So lange kennen wir uns schon, du da oben, ich da unten. Eine Weile sind wir mal nebeneinandergegangen, Seite an Seite. Wieder kreuzten sich ihre Blicke. Ob er auch gerade daran dachte?

Die Jüngeren lachten leise, manche tuschelten miteinander. Die grauen Männer rührten sich nicht.

»Und was genau ist in Sassnitz passiert?«

»Nun, wir im Westen glaubten, wir schleusen eine Familie und ein paar Mikrofilme. Doch im Transit wurden wir von bewaffneten Grenzposten gestellt. Lindners Frau wurde noch auf dem Bahnhof erschossen, ihr Kind, ein Mädchen ...«

Wieder starrte Kaiserley ins Publikum. Judith starrte zurück.

Kaiserley räusperte sich, als hätte ihn dieser Blick etwas aus der Fassung gebracht.

»... wurde schwer traumatisiert ins Heim gesteckt. Lindner wechselte nach der Wende zum damaligen sowjetischen Geheimdienst KGB und seinen Nachfolgeorganisationen FSB und SWR und machte als Waffenhändler eine erstaunliche Karriere. Man sagt, dass er später an einem der größten Attentatsversuche Russlands auf die Demokratie Europas beteiligt war. Sein Aufenthaltsort ist unbekannt. Wir wissen nur seinen letzten Namen: Bastide Larcane.«

Eine der Studentinnen, die weiter hinten saß, meldete sich. Ein Mitarbeiter reichte ihr das Mikrofon.

»Also, wenn ich das richtig verstehe: Richard Lindner heißt jetzt Bastide Larcane?«

»Ob er sich immer noch so nennt, weiß ich nicht.«

»Er war ein Romeo und gleichzeitig ein Lockvogel?«

»Ja.«

»Und jetzt ist er ein russischer Terrorist?«

»Ein Mann mit vielen Gesichtern. Und vielen Einsatzgebieten. Agent. Heiratsschwindler. Hochverräter.«

Jedes einzelne Wort traf in Judiths Herz. Er ist ein mieses Stück Dreck, dachte sie. Und er ist mein Vater.

## 4

Eine Viertelstunde später war die Veranstaltung zu Ende. Kaiserley wurde umringt von Anhängern und einigen grauen Herren, die nicht so aussahen, als ob sie mit allem

einverstanden wären, was er an diesem Abend vorgetragen hatte. Im Vorraum war ein Tisch aufgestellt worden, auf dem sich die Bücher stapelten. Die Fans standen Schlange. Die anderen blieben noch beisammen oder warfen sich hastig ihre Mäntel über und verschwanden in die Nacht.

Gleich neun Uhr. Zwei Stunden lang hatte Judith in diesem stickigen, überfüllten Raum ausgeharrt, nur um Kaiserley zuzuhören, wie er Schnee von gestern als den heißen Scheiß von heute verkaufte. Immerhin: Sie hatte durchgehalten. Das waren doch erfreuliche persönliche Entwicklungen.

Sie sah noch einmal auf ihre Einladung. *Ich würde mich sehr freuen, wenn du kommst. LG Q.*

Das klang ja fast, als ob sie wieder Freunde wären. Doch nun breitete er den Untergang ihrer Familie vor der Öffentlichkeit aus, als wäre sie ein Groschenroman: Liebe. Verrat. Tod. Schicksal. Der große Unbekannte. Hätte nur gefehlt, dass er noch das arme, arme Kind hinzugefügt hätte. Christina hieß sie einst, meine Damen und Herren, ein kleines Mädchen, ein Waisenkind, Tochter eines Meisterspions, Opfer von Verrätern und seit neuestem auch von einem geheimnisvollen Unbekannten, der den Kindsvater erst zu diesem Hasardspiel verleitet hat, das schief lief, so grauenhaft schief... Das den Tod der Mutter miterleben musste und bei Nacht und Nebel von der Stasi in ein Erziehungsheim gesteckt wurde, wo es eine neue Identität annehmen musste. Das Kind wird zu Judith Kepler gemacht, zur Tochter einer Hafenprostituierten, es erhält eine Gehirnwäsche und wird lange nicht verstehen, warum in seinem Leben so vieles anders läuft als bei *normalen* Menschen. Brauchen Sie noch ein Taschentuch?

»Judith?«

Sie passierte die Schranke und lief zur Drehtür, doch die

arbeitete zu langsam. Kaiserley schlüpfte in letzter Sekunde zu ihr ins Abteil und lächelte sie an.

»Du bist aber schnell fertig«, sagte sie.

»Ich dachte, du kommst nicht mehr. Ich habe bis zum Beginn auf dich gewartet. Wie geht es dir?«

»Gut. Na ja, zumindest besser als dir. Ich muss mir nicht mit der Vergangenheit anderer Leute mein Geld verdienen.«

Statt verärgert zu sein, lachte er. »Es ist auch meine. Wir sind Personen der Zeitgeschichte. Man nennt das Aufarbeitung.«

»Eine Gleichung mit einem Unbekannten. Wer ist er?«

»Ich weiß es nicht, ehrlich.«

Seine blauen Augen hatten immer noch diesen Glanz von Unschuld und Vertrauen. Themenwechsel, schnell. Sie wollte nicht, dass er sie so ansah. Das erinnerte sie an die Zeit ihres Kennenlernens, als er ihr das Gefühl gegeben hatte, er würde sich für *sie* und nicht für *ihre Vergangenheit* interessieren.

»Warum sagst du nicht, wer die Frau war, die sich von meinem Vater hat flachlegen lassen? Wir wissen es doch.«

Sie traten hinaus in die eiskalte Luft. Vor ihnen lag das riesige Oktogon des Leipziger Platzes, schräg gegenüber erhoben sich die hell erleuchteten Glastürme des Sony Centers, der Bahntower und das ehemalige DaimlerChrysler-Haus. Dazwischen brandete der Verkehr. Es war den Stadtplanern nicht gelungen, die zugigen Ecken miteinander zu verbinden. Die Mall of Berlin, ein Shoppingcenter mit den üblichen Kettenläden, meldete Verluste. Der Platz sollte ein kühner Wurf im wiedervereinigten Berlin sein und war doch im Mittelmaß stecken geblieben. An einem Abend wie diesem blieben sogar die Touristen weg. Judith versenkte ihre Hände in den Jackentaschen.

»Es geht ihr nicht gut.«

»Ach ja?« Woher zum Teufel wusste er das schon wieder? Ihr ging es auch nicht gut, wenn man sie auf ihre Vergangenheit ansprach. Was glücklicherweise außer Kaiserley niemand tat.

»Sie hat all die Jahre an schweren Depressionen gelitten.«

»Hm.«

»Und sie ist schwer krank. Ich wollte ihre letzten Wochen nicht belasten, indem ich sie und ihre Familie ins Licht der Öffentlichkeit zerre.«

Das saß. Natürlich hatte Judith jetzt ein schlechtes Gewissen. Und als hätte er ihn bestellt, kam auch noch ein Fotograf mit einer teuren Spiegelreflexkamera auf sie zu, die ihn als Profi auswies.

»Herr Kaiserley? Ein Foto?«

Judith trat zur Seite. Eigentlich wäre dies eine gute Gelegenheit, um zu gehen. Aber dann tat sie es doch nicht. Sie beobachtete ihn beim Posieren und stellte fest, dass er genau das nicht tat. Er stand einfach nur lässig da und sah gut aus, immer noch. Die zwanzig Jahre, die sie trennten, sah man ihm nicht an. Obwohl: Sein Haar war noch grauer geworden, und die Falten in seinem Gesicht hatten sich vertieft. Er war das, was man bei Männern in diesem Alter *interessant* nannte.

Kannten sie sich wirklich schon sieben Jahre? Als sie sich begegneten, beide Überlebende einer *Geheimdienstoperation im Kalten Krieg* – Judith schnaubte verächtlich, als sie an den Untertitel von Kaiserleys Buch dachte –, als sie sich damals aufmachten, um gemeinsam nach den Verursachern ihrer Lebenskatastrophen zu suchen, war es so, als hätten sich die Umlaufbahnen zweier Planeten gekreuzt. Bis dahin hatte jeder in seiner eigenen Galaxie seine Runden gezogen. Er, der ehemalige BND-Agent, Schriftsteller, präsent in den

Medien, und sie, die Putzfrau. Aber plötzlich schienen die Gravitationsgesetze eine Kehrtwende zu machen und hatten sie zusammengebracht. Als ob es eine Chance gäbe, dass ein Intellektueller und eine Gebäudereinigerin etwas Gemeinsames hätten. Bullshit. Jahre später standen sie wieder an den entferntesten Punkten ihres Orbits.

So denkt auch nur jemand, der nachts durchs Teleskop in die Sterne guckt, dachte sie. In Lichtjahren, in Galaxien, in Schwarzen Löchern und der Stille nach dem Urknall ...

Das Foto war im Kasten. Die Menge zerstreute sich langsam. Kaiserley sah sich um, als ob er jemanden suchen würde, und kehrte dann mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck zu Judith zurück. Sein Blick blieb an einem Wagen hängen, der zwanzig Meter weiter geparkt hatte.

»Ich dachte, ich hätte ihn gesehen.«

»Wen?«

»Einen alten Bekannten.«

Er wandte sich ihr wieder zu. Judith hatte das Gefühl, dass jeder einzelne Besucher der Veranstaltung ein alter Bekannter Kaiserleys gewesen war. Um nicht allzu neugierig zu klingen, sagte sie nur: »Die Sehnsucht wird nicht so groß gewesen sein.«

»Er wollte zu dir.«

»Zu mir?«

»Ja. Er wollte dich hier treffen.«

Sie grinste. »Seltsame Blind Dates machst du für mich aus ... Wer war es denn?«

Jetzt lächelte auch er. Es erhellte sein Gesicht. Für eine Sekunde waren sie sich wieder nah. Fast so wie damals. *Brothers in arms.*

»Hey«, sagte er leise und trat noch etwas näher. »*Ich* bin dein Date. Du hast noch nicht mal ein Buch gekauft.«

»Keine Kopeke für deine Märchen.«

In ihren Augen musste ein Funkeln liegen. Es machte Spaß, so mit ihm zu reden. Er bedeutete ihr schon lange nichts mehr. Menschen, die sie einmal enttäuscht hatten, konnten den Platz in ihrem Herzen kein zweites Mal erobern. Aber ein bisschen Flirten tat gut. Vor allem mit einem Meister dieses Fachs.

»Trotzdem schön, dass du gekommen bist.«

»Ich wollte nicht, dass du vielleicht allein hier sitzt, in dieser Jahrmarktsbude der Geschichte.« Sie wies mit dem Kopf auf den Museumsshop, der Trabbis, garantiert echte Mauersteine und Russenschapkas verkaufte. Ein grauer Mann trat zu ihnen. Er hielt ein Buch in der Hand.

»Herr Kaiserley? Kann ich Sie kurz sprechen? Ich muss Ihren Ausführungen in mehreren Punkten widersprechen ...«

Judith ging ein paar Schritte zur Seite und drehte sich eine Zigarette. Kaiserley und der Mann tauschten Visitenkarten aus. Nach seinem Ausstieg beim BND war seine zweite Karriere als Buchautor, Journalist und Geheimdienstexperte gut gelaufen. Ab und zu hielt er Vorträge.

*Ab und zu verdient er Geld mit dem Untergang meiner Familie.*

Tat sie ihm unrecht? Das Funkeln zwischen ihnen war nie völlig erloschen. Vielleicht lag es auch an ihr, dass sie nie ein Feuer daraus entfacht hatten. Die Glut geschürt. Sie hatte es nie wirklich versucht, weil sie wusste, dass es sinnlos war.

Sie spürte, dass sie beobachtet wurde, und sah sich um. Ein Auto, zwanzig Meter weiter. Sie könnte schwören, dass eben noch ein Mann am Steuer gesessen hatte. Nun war er verschwunden. All das passte zu einem Abend, an dem man nicht nur Gespenster sah, sondern auch mit ihnen redete.

Der Backsteinmann kam heraus, begleitet von einer

Frau mit betonharter Dauerwelle und einem etwas jüngeren Herrn. Kaiserley verabschiedete sich von seinem Gesprächspartner. Auf dem Weg zurück zu Judith ließ er den dreien den Vortritt. Er nickte ihnen kurz zu, sie erwiderten den Gruß.

»Wer war das?«, fragte sie.

»Du wirst es nicht glauben.« Er zog den Reißverschluss seiner Jacke zu. »Oberst Funke mit seiner Frau. HV A XII, Chef über achtundfünfzig hauptamtliche Mitarbeiter. Spezialisiert auf die NATO.«

»*Ex-Oberst* meinst du wohl. Und der andere?«

Der »Jüngere«, wohl auch schon Mitte fünfzig, drehte sich im Gehen zu ihnen um. Zweifellos gaben Judith und Kaiserley ein interessantes Paar ab – wenn man ihre Hintergründe kannte. Wenn nicht, war es eher die Neugier, was ein gutaussehender Mittfünfziger neben einer gewollt unscheinbaren Frau wie Judith zu suchen hatte.

Er redete mit seinen Begleitern. Wahrscheinlich über sie.

»Ein Sachgebietsleiter aus der Stasi-Unterlagen-Behörde. Schneider heißt er, glaube ich.«

»Interessant. Ein bisschen wie Hund und Katz, oder?«

Die Stasi-Unterlagen-Behörde hatte sich der Aufarbeitung verschrieben. Ein Ziel, das unter den Altkadern nicht weit verbreitet war ... Die drei hatten Grün und überquerten die Kreuzung in Richtung Bahnhof Potsdamer Platz.

»Wo ist Larcen?«, fragte Judith. Der Name Lindner kam ihr nur schwer über die Lippen. Vielleicht lag es daran, dass Lindner doch irgendwann noch ein Vater gewesen war und Larcen einfach nur ein Verbrecher.

Die Antwort erfolgte prompt, wie aus der Pistole geschossen. »Ich weiß es nicht.«

Schweigen. Das Museum leerte sich. Als die Letzten die



Drehtür passiert hatten, schloss ein Pförtner ab. Wenig später erlosch auch das Licht.

»Judith, lass es. Wird das jetzt jedes Mal ein Thema sein, wenn wir uns begegnen? Ich habe mich gefreut, als ich dich heute Abend gesehen habe.« In seinem Blick lag wieder diese persönliche Anteilnahme. »Ich dachte: Nett, Judith!«

*Nett, Judith!*

»Ich dachte, vielleicht trinken wir noch ein Glas Wein zusammen und unterhalten uns. Über Gott und die Welt. Einfach mal ein normales Gespräch.«

Sie sah an ihm vorbei. Was war Kaiserley nicht alles schon für sie gewesen: Vaterersatz. Liebhaber. Seelenverwandter. Sie hatten so viel miteinander erlebt. Geblieben war: *Nett, Judith.*

»Wie geht es dir?«, fragte sie schließlich.

»Du solltest damit aufhören.« Er schlug den Kragen seiner Jacke hoch. »Mit dem Rauchen, wenn du sonst schon keinen Rat mehr von mir annimmst.«

Damit ging er in Richtung S-Bahnhof Potsdamer Platz. Judith warf die Zigarette in eine Pfütze. Die Glut erlosch mit einem leisen Zischen.

## 5

Er stand vor Judiths Wohnungstür wie ein Reservist, den man noch einmal auf seine alten Tage zur Wache abkommandiert hatte. Obwohl er die Fahrstuhltüren und ihre Schritte hören musste, drehte er sich nicht um. Alt war er. Schlohweiße Haare unter der Mütze, ein dicker grauer Schal, die wattierte Jacke verbarg nur schlecht, wie dünn er war.

Doch etwas an seiner Haltung kam Judith bekannt vor. Sie hätte nicht sagen können, was. Vielleicht, wie er die Aktenmappe unter den Arm geklemmt hielt. Oder die vorsichtige Drehung, mit der er sich jetzt zu ihr umwandte. Er war groß gewesen, und in jenem Sommer, als sie sich zum letzten Mal gesehen hatten, hatten sich ihr die Sommersprossen auf seinem Gesicht eingepägt. Nun waren sie verschwunden unter der Winterblässe, und er schien kleiner geworden zu sein.

»Herr ... Stanz?« Sie blieb auf halbem Weg zwischen Aufzug und Tür stehen. »Hubert Stanz?«

Ein kurzes Nicken. Der Blick aus wasserblauen Augen hatte sich einst wie Röntgenstrahlen durch sie hindurchgebrannt. Nun war er trübe geworden, und er stützte sich mit der Linken diskret an der Wand ab. Stanz. Sie spürte einen metallischen Geschmack im Mund. Blut und Eisen.

Sein Name hatte auf Judiths Einlieferungsschein ins Heim gestanden. Seine Gestalt tauchte immer wieder in ihren Albträumen auf. Er war es, der nach der Wende unbehelligt von Nachforschungen einfach seinen Weg weitergegangen war und ein *Feierabendheim* in Sassnitz leitete, in dem ehemalige Stasi-Mitarbeiter ungestört ihre letzten Jahre verbrachten. Stanz. Einer der stillen Männer aus der zweiten Reihe, der auf der anderen Seite der Macht die verratene Operation Saßnitz geleitet hatte. Immerhin: Er hatte ihr vor ein paar Jahren den entscheidenden Tipp gegeben, wo sie nach dem Verräter suchen sollte. Sie war sich nie ganz sicher gewesen, ob er ihr damit einen Gefallen getan oder sie in den fast sicheren Tod geschickt hatte.

»Frau Kepler. Verzeihen Sie, wenn ich Sie störe. Ich wollte Sie schon heute Abend ansprechen, aber dann waren Sie so ins Gespräch mit unserem gemeinsamen Bekannten vertieft gewesen.«

Sie ließ sich die Verblüffung nicht anmerken.

»Kaiserley?«

»Ja. Wie geht es ihm?«

»Fragen Sie ihn selbst.«

Das also war ihr Blind Date. Er war keine Gefahr. Nicht mehr. Nur noch ein Schatten seiner selbst, eine vage Erinnerung an die Macht, der er einst gedient hatte. Verblichene Gestalten von vorgestern.

»Wollen Sie hereinkommen?«

Er nickte und schenkte ihr, als er den prüfenden Blick auf die Taschen seines wattierten Mantels bemerkte, ein schmales Lächeln. »Sind Sie immer noch so vorsichtig?«

»Nein«, antwortete sie und steckte den Schlüssel ins Schloss. Nach dem Öffnen trat sie zur Seite, um ihm den Vortritt zu lassen. »Vorsichtiger.«

Er antwortete nicht, ging nur ein paar Schritte in den Flur und wartete dann, bis sie zu ihm kam. »Da entlang.«

Das Wohnzimmer präsentierte sich, ebenso wie der Rest der Zweiraumwohnung, in einem Stillleben aus Chaos und kleinen Inseln Gemütlichkeit. Eine davon war die abgewetzte Couch, auf die sie nun wies, und sie war froh, dass sie in einem Anfall von hausfraulicher Beflissenheit zumindest die Wäscheberge im Bad entsorgt hatte. Dort türmten sie sich immer noch. Sie hoffte, dass Stanz nicht so lange bleiben würde, um die Toilette in Anspruch zu nehmen.

Und wenn, dachte sie. Ich habe ihn nicht hergebeten.

Er warf einen prüfenden Blick auf das durchgeessene Polster und entschied sich dann für den Sessel. Wahrscheinlich weil er daraus ohne fremde Hilfe wieder herauskommen würde. Sie bot ihm weder etwas zu trinken an, noch bat sie ihn, den Mantel auszuziehen. Er sollte einfach reden und wieder verschwinden.

»Was führt Sie zu mir?«

Sie öffnete den Reißverschluss ihrer Jacke und setzte sich so weit entfernt von ihm wie möglich hin.

»Nun«, begann er, »an Sentimentalität brauche ich nicht zu appellieren. Der Besuch eines alten Mannes bei einem seiner ... bei einer der wichtigsten Personen seiner beruflichen Laufbahn, würde ich sagen, daran glauben Sie nicht.«

»Nein.«

»Wie hat Ihnen der Vortrag gefallen?«

»Sie waren da?«

Stanz nickte und strich dabei über den Rücken seiner Aktenmappe, als wäre sie ein Haustier. »Ich saß eine Reihe hinter Ihnen, fast an der Wand. Der Zufall ist doch ein merkwürdiger Geselle. Ein Hochstapler, der sich gerne mal als Schicksal ausgibt.«

Judith wartete.

»Sie waren mit dem, was Herr Kaiserley von sich gegeben hat, genauso unzufrieden wie ich. Ich habe es gemerkt. An der Art, wie Sie zugehört haben.«

Wahrscheinlich wollte er nun ein Lob über seine scharfe Beobachtungsgabe hören. Oder Zustimmung, dass sie wenigstens eines gemeinsam hatten: die Ablehnung gegen Kaiserleys Art, wie er die Vergangenheit zurechtbog. Aber es gab nichts, womit sie mit Stanz einer Meinung sein wollte.

»Hören Sie, es ist spät. Ich muss morgen wieder früh raus und hatte einen harten Tag.« Und einen noch schlimmeren Abend, setzte sie im Stillen hinzu. Aber auch das ging diesen eisgrauen Mann nichts an.

»Ich verstehe. Ich komme auch gleich zum Punkt. Gestatten Sie mir eine Frage: Was hat sich für Sie geändert?«

»Wie bitte?«

Er beugte sich vor. Seine hellen Augen wurden um eine

Schattierung dunkler. »Wann sind wir uns zum ersten Mal begegnet?«

»Vor fast fünfunddreißig Jahren«, antwortete sie eisig. »In der Nacht, in der ich meine Eltern verloren habe. Und Sie waren, neben meinem Vater, mit dafür verantwortlich.«

Er schloss die Augen, aber nur für einen Moment. Dann riss er sie wieder auf.

»Ich war der Leiter einer Geheimdienstoperation, die den schlimmsten Landesverrat aller Zeiten verhindern sollte.«

»Ihrer Zeiten.«

»Ja.« Sein Blick bekam die Intensität von Röntgenstrahlen. »Dann kennen wir uns ja fast schon Ihr ganzes Leben. Man sollte meinen, das verbindet.«

»Man sollte meinen«, antwortete Judith, »dass Sie und der Rest Ihrer Stasi-Mischpoke damit langsam allein dastehen. Gehen Sie mit all Ihren Opfern so um? Ist das die Berechtigung Ihres Daseins? Dann verschwenden Sie Ihre Zeit.«

»Ich wollte auf etwas anderes hinaus. Geben Sie mir noch ein paar Minuten.« Er holte tief Luft. »Sie haben die Wahrheit herausgefunden. Sie wird Ihnen nicht gefallen haben. Aber Sie haben sie herausgefunden. Dank meiner Hilfe.«

Der Impuls aufzuspringen, ihn zu packen und aus dieser Wohnung hinauszuerwerfen, war fast übermächtig.

»Viele wollten das«, fuhr er fort. »Bis heute werden Anträge auf Akteneinsicht gestellt. Ich frage Sie nur: Hat es Ihnen geholfen?«

Judith holte tief Luft. Lass dich von ihm nicht aufs Glatt-eis führen, dachte sie. Er hat es von der Pike auf gelernt, Fragen zu stellen, die verwirren sollen. Was zum Teufel will er hier?

»Was zum Teufel wollen Sie?«

Mit einem leisen Ächzen lehnte er sich wieder zurück.

Vielleicht war er krank, wollte reinen Tisch machen. Seinen Opfern noch einmal in die Augen sehen und Vergebung einfordern.

*Nicht von mir.*

»Martha Jonas ist vor ein paar Wochen gestorben.«

Judiths Augen verengten sich. Stanz war gut. Vor langer Zeit einmal musste er brillant gewesen sein. Martha Jonas war ihre Erzieherin im Kinder- und Jugendheim Juri Gagarin gewesen.

»Sie hat sich jedes Jahr sehr über Ihre Weihnachtskarte gefreut. Leider hat sie die letzte nicht mehr erreicht.«

Er öffnete die Aktenmappe und holte einen Umschlag hervor. Judith erkannte ihre Handschrift. Der Brief war geöffnet worden. Stanz wollte ihn ihr reichen. Sie rührte keinen Finger. Nach kurzem Zögern legte er ihn auf den Couchtisch.

»Das wollte ich Ihnen sagen.«

»Nur deshalb sind Sie hier?«

Sie sah den Namen und die Anschrift und spürte einen leichten Stich im Bauch. Ich werde ihr nie wieder schreiben, dachte sie. Es war nur ein kleines Ritual gewesen, aber es wird mir fehlen.

»Das hätten Sie auch am Telefon erledigen können. Oder den Brief einfach nicht annehmen. Haben Sie ihn gelesen?«

»Ja.«

»Alte Gewohnheit, würde ich sagen.«

»Ich überbringe solche Nachrichten gerne persönlich. Eine gute Gelegenheit für ein paar Tage Berlin und den Besuch bei alten Freunden.«

Er sagte das in einem Ton, als ob sie und Martha Jonas sich nahegestanden hätten. Aber das stimmte nicht. Oder wenigstens nur zum Teil. Martha Jonas hatte einem System

gedient, das Widerspruch und Auflehnung im Keim erstickt hatte. Dennoch war sie so etwas wie eine Bezugsperson von Judith gewesen. Aber Nähe?

»Ich hoffe, dass Sie die wichtigen Fragen Ihres Lebens eines Tages beantworten können.«

»Welche Fragen meinen Sie?«

Er zuckte mit den mageren Schultern. »Es steht mir nicht zu, darüber Mutmaßungen anzustellen.«

Judith nickte. Stanz legte die Hände auf die Lehnen, als ob er sich endlich dazu entschlossen hätte aufzustehen.

Plötzlich wurde sie neugierig. »Und Sie?«

Neugier war das falsche Wort. Eher: Lust an Provokation. Diesen grauen alten Mann aus der Reserve locken. Ihn aufweisen, wohin ihn seine Überzeugungen gebracht hatten. Ihn dazu bringen, es als Fehler anzusehen, was sein Leben bestimmt hatte.

»Haben Sie Ihre Fragen beantwortet?«

»Sie meinen ...« Er sah sich interessiert im Zimmer um.  
»... all das, was uns umtreibt? Richtig oder falsch? Ja.«

»Und?«

»Ich würde mich immer wieder für denselben Weg entscheiden. Das, was Sie unter Freiheit verstehen ...«

Er brach ab, als wäre schon alles zu diesem Thema gesagt, stemmte sich mühsam hoch und blieb wacklig stehen. Judith sprang auf.

»Kann ich Ihnen helfen?« Sie hätte sich die Zunge abbeißen mögen, aber die Frage war schon heraus.

Stanz tastete die Taschen seines Mantels ab. »Ich leide seit geraumer Zeit unter Schwindelattacken. Sie sind gleich vorbei.« Er zog eine Blisterpackung Tabletten heraus und drückte eine davon in die hohle Hand. »Ob ich Sie vielleicht ...«

»Klar. Einen Augenblick.«

Sie eilte in die Küche und kam eine halbe Minute später mit einem Glas Leitungswasser wieder. Stanz nahm es ihr ab. Seine Hand zitterte leicht. Er warf die Tablette in den Mund und spülte sie mit einem kräftigen Schluck hinunter.

»Danke.« Vorsichtig stellte er das Glas auf dem Couchtisch ab. »Eigentlich wollte ich nur erfahren, ob Sie gefunden haben, was Sie suchten.«

»Wie meinen Sie das?«

Etwas Ungesagtes schwebte im Raum. Judith spürte, dass dieser Mann nicht nur wegen einer Weihnachtskarte vor ihrer Tür gestanden hatte.

»Was wissen Sie über meinen Vater? Wo steckt er? Was macht er? Wie hat er es geschafft, außer Landes zu gelangen?«

Stanz stützte sich an der Rückenlehne des Sessels ab. Langsam schien wieder etwas Leben in seine Züge zurückzukehren.

»Ich weiß es nicht.«

»Erzählen Sie doch keinen Unsinn! Larcan, wie er jetzt heißt, war hier. Vor ein paar Wochen erst, in Berlin. Ich habe ihn getroffen.«

Der müde Blick des Mannes wurde wach. Als ob ein Abglanz, eine Ahnung der früheren Härte sich in ihm widerspiegeln würde. »Tatsächlich? Meines Wissens hat er Sassnitz nicht überlebt. Er ist, so glaube ich mich zu entsinnen, bei einem Autounfall ums Leben gekommen.«

»Er ist«, Judith musste sich zusammenreißen, um Stanz nicht anzuschreien, »in Sassnitz fast erschossen worden, aber ihr habt ihn wieder aufgepäppelt. Er erhielt eine neue Legende, neue Papiere, einen neuen Namen: Bastide Larcan. Und damit wurde er nach der Wende zu einem der wider-



lichsten und gefährlichsten Waffenhändler der Welt. Er arbeitet immer noch für die Russen. Falls sie ihn nicht eliminiert haben, nachdem er das Ding in Berlin an die Wand gefahren hat.«

»Welches Ding?«

Judith öffnete den Mund – und schloss ihn wieder. Um ein Haar hätte sie diesem Mann erzählt, dass ihr Vater vor einem Vierteljahrhundert Kontakt zu ihr aufgenommen hatte. Nach über dreißig Jahren, in denen sie geglaubt hatte, er wäre tot! Nicht weil ihn späte Reue oder sonstige Gefühle heimgesucht hatten, sondern nur, um mit ihrer Hilfe seinen größten Coup durchzuziehen und sie damit in höchste Lebensgefahr zu bringen. Judith hatte das fast zu spät erkannt. Die Enttäuschung war abgrundtief gewesen. In letzter Sekunde war es ihr gelungen auszusteigen. Und Larcany? War seitdem wie vom Erdboden verschluckt. Und nun schneite Stanz herein und wollte von all dem nichts wissen!

»Sie haben wirklich keine Ahnung?«

Stanz hob die Hände. »Der letzte Akteneintrag war sein Tod.«

»Mein letzter Akteneintrag war, dass ich Judith Kepler heiße und Tochter einer Hafeprostituierten bin. Nach allem, was ich mittlerweile weiß, kann ich für eine Sache die Hand ins Feuer legen: Stasi-Akten sind noch nicht mal ihr Papier wert.«

Er seufzte leise und wandte sich zum Gehen.

»Warum sind Sie überhaupt hier? Wegen meiner lächerlichen Weihnachtskarten?«

»Machen Sie diese Geste nicht klein. Sie haben Frau Jonas viel bedeutet. Sie waren die Einzige, die noch etwas von sich hören ließ.«

Judith schluckte. Sie wollte keine Bedeutung für diese

Frau haben. Trotzdem gab es ein Band, das sie nie hatte zerschneiden können. Der Geiselnehmer und sein Opfer. Der Lebensretter und der Ertrinkende. Lehrer und Schüler. Erzieherin und Mündel. Die Beziehungen der Menschen untereinander waren vielfältig. Das Band wurde nicht immer nur aus Liebe geknüpft. Nun hatte der Tod es getrennt.

»Sie haben doch Verbindungen.« Judith fuhr sich durch die Haare. Stanz war eine der Schlüsselfiguren der Operation Saßnitz gewesen. Sie konnte ihn nicht einfach gehen lassen! Er war hier, weil er noch etwas in petto hatte. Warum rückte er nicht einfach damit heraus, statt Katz und Maus zu spielen?

»Sie könnten sich doch umhören. Mein Vater hat für euch gearbeitet. Er hat seine Familie für euch geopfert. So jemand verschwindet doch nicht einfach vom Radar. Auch die Russen sind keine Aliens für euch!«

Stanz' Gesicht verschloss sich. »Ich bin nicht der richtige Ansprechpartner.«

»Wer dann? Kaiserley? Der BND? Die Mitarbeiter dort haben noch nicht mal verhindert, dass er ...«

Sie hielt inne, gerade noch rechtzeitig ... dass er noch vor Kurzem die ganze Bundesrepublik und halb Europa geschreddert hätte. Das ist mein Vater. Ein Schwerverbrecher auf der Flucht.

Stanz griff nach seiner Mappe. »Ich wollte Ihnen lediglich die traurige Nachricht persönlich überbringen. Und wenn ich schon einmal in Berlin bin, lasse ich mir natürlich einen Vortrag wie den von Herrn Kaiserley nicht entgehen. Es tut mir leid, wenn Sie mehr in meinen Besuch hineininterpretiert haben.«

»Schon gut.« Die alten Kameraden hielten immer noch zusammen.

Stanz sah sich um, ob er auch nichts liegen gelassen hatte. Dann reichte er ihr die Hand.

»Auf Wiedersehen.«

*Lieber nicht.*

»Leben Sie wohl.«

Sie wollte die Hand zurückziehen, doch er hielt sie fest. »Manchmal muss man sehr viel weiter in die Vergangenheit zurückgehen, um ans Ziel zu kommen.«

Judith löste sich aus seinem Griff. »Wie weit?«

Er wandte sich zum Gehen.

»Wie weit?«

Stanz knöpfte den Mantel zu. Es war, als ob Knopf um Knopf sein Interesse an Judith erlosch.

»Sie haben bei der Stasi-Unterlagen-Behörde einen Antrag gestellt?«

»Ja. Wieder und wieder. Nichts.«

Er tastete sich vorsichtig in den Flur. »Dann haben Sie nicht richtig gesucht.«

»Wie bitte?«

»Ich wünsche Ihnen alles Gute. Hier geht es hinaus?«

Sie ließ ihn gehen und wartete in der geöffneten Wohnungstür, bis sich die Fahrstuhltüren hinter ihm schlossen. Er war ein Rätsel, aber er hatte ihr zwei entscheidende Hinweise gegeben.

Judith holte die halb leere Flasche Wein aus dem Külschrank, dazu ein Glas aus der Spüle und kehrte zurück ins Wohnzimmer. Ein rätselhafter Besuch. Hubert Stanz aus Sassnitz, Rügen. Wahrscheinlich wohnte er in Berlin bei einem alten Kameraden, der ihn auch zu Kaiserleys Vortrag mitgeschleppt hatte.

Sie legte die Platte von Robert Plant und seiner neuen

Band Sensational Space Shifters auf. Led Zeppelin war fast berührungslos an ihr vorbeigegangen. Wenn schon Bombast-Rock, dann lieber Deep Purple oder Jane. Helden einer anderen Jugend, nicht der ihren. Aber wirklich gute Musik. Robert Plant, der Sänger von Led Zeppelin, trat schon lange nicht mehr mit der Band auf. Er hatte eine Solokarriere gestartet, weitgehend unbeachtet vom Mainstream. Über siebzig, ein Gesicht wie eine zerklüftete Gebirgsschlucht, eine Stimme wie ein knarrender Baum im Sturm. *Carry fire*, ich trage Feuer für dich, in meinen nackten Händen ... Für wen trug sie die Flamme? Wen gab es in ihrem Leben, für den sie brannte? Kaiserley?

Fast hätte sie sich an ihrem Wein verschluckt. Nie im Leben!

Tabea? Seit das Mädchen aus der Nachbarschaft nach Thüringen gezogen war, hatten sie kaum noch etwas voneinander gehört. Ihr Vater, Frederik ... Wo er jetzt wohl war? Tatsächlich auf einer Ölplattform in der Nordsee?

Es gab noch jemanden in ihrem Leben, für den sie brannte. Kein wärmendes Feuer mit traurem Schein. Eher die verzehrende Glut von Hass, Abscheu und der unendlichen Sehnsucht, ihm endlich alles entgegenzuschleudern, was sie für ihn empfand. Sie wollte ihn. Sie wollte ihn so sehr ... Warum? Was würde sie tun, wenn er plötzlich vor ihr stünde? Ihn umarmen? Ihn töten? Die dunkle, zerreißennde Sehnsucht war nur schwer in den Griff zu bekommen.

Sie stand auf, stieg über zwei noch immer nicht geleerte Umzugskisten und suchte Tolkiens *Der Herr der Ringe* im Regal. Ein abgegriffener grüner Schubert, in dem die zerfledderten Einbände bezeugten, dass sie mindestens ein halbes Dutzend Vorbesitzer gehabt haben mussten. Sie überlegte einen Moment, dann zog sie den Schubert heraus.

Der mittlere Band, *Die zwei Türme*, war leichter als die beiden anderen. Ihm fehlte schlicht sein altes Innenleben. Judith hatte es entfernt und nur den Umschlag behalten. Leer war er trotzdem nicht. In ihm lag, von einem Gummiband gehalten, ein Stapel Geldscheine. Hunderttausend Euro.

Wie sollte sie dieses Geld nennen? Ihr geraubtes Erbe? Wiedergutmachung? Schweigegeld? Die Scheine waren neu, und trotzdem klebte Schmutz daran, den nur Judith sah. Larcán hatte es ihr unbemerkt zugesteckt, bevor er sie hinein in die Höhle des Löwen, in den Untergang, in den sicheren Tod geschickt hatte. In einer plötzlichen, unerwarteten Umarmung, in die sie sich hatte fallen lassen und für die sie sich im Nachhinein in Grund und Boden schämte. Erst viel später hatte sie es gefunden, als er schon über alle Berge war. Sie ließ das Bündel einmal über den Daumen riffeln. Glatt. Wie frisch aus der Presse. Sie waren doch hoffentlich keine Blüten ... Sie zog einen Hunderter hervor, rieb ihn zwischen den Fingern, hielt ihn gegen das Licht ... schien echt zu sein. Aber Larcán war alles zuzutrauen. Sie behielt den Schein, den sie schon in der Hand hatte. Den Rest legte sie zurück. Dann verstaute sie den Schubert wieder im Regal und ließ sich in den Sessel fallen.

*I'm reaching out for you  
Across the broken gate  
I feel the gathering years  
Beyond these lonely wastes...*

*Manchmal muss man sehr viel weiter in die Vergangenheit zurückgehen, um ans Ziel zu kommen.*

»Wie weit?«, fragte sie den Wein in ihrem Glas. »Wie weit?«

Ihr Handy vibrierte. War sie eingeschlafen? Es musste wohl so gewesen sein. Das Display zeigte vier Uhr vierundfünfzig. Dombrowski. Vielleicht ein Notfall, aber Kai hatte heute Frühschicht. Vielleicht zu viel Bier in einer einsamen Wohnung. Manchmal griff er dann zum Telefon, und Judith hatte die Anrufe schlaftrunken ignoriert. Doch diese Nacht war anders als die anderen. Vielleicht hatte er Lust zuzuhören, wenn sie von Stanz erzählte und den grauen Männern und von Larcen, von dem sie seit drei Monaten jede Nacht träumte: sein Gesicht, ein Schuss und der Schrei ...

»Ja? Hallo?«

Nichts. Hatte ihr Chef die Nummer aus Versehen gewählt? Mitten in der Nacht? Vielleicht war er einfach nur an die falsche Taste auf seinem Handy gekommen oder hatte sich draufgesetzt.

Ein Schnaufen.

»Dombrowski?«

»Judith?«

Ihr Herz stolperte. »Was ist?«

»Mir ... mir geht es nicht gut.«

Ein Poltern. Das Telefon musste ihm aus der Hand gefallen sein. »Dombrowski? Hörst du mich? Geh ran! Hallo?«

»Dombrowski!«, schrie Judith.

Stille.

*Odessa, Primorsky-Distrikt*

Larcán wusste nicht, wie lange er bewusstlos und an den Händen gefesselt auf dem Boden des Zodiacs gelegen hatte. Er erwachte, als sie das Ufer erreichten und an einem modernen Steg festmachten. Der *lider* und ein weiterer, schwer bewaffneter Mann packten ihn grob, zwei Wachmänner, *bulteryer*, hievten ihn hoch. Taumelnd kam er auf die Beine. Weitere Boote, leer, lagen vertäut in einer Art Privathafen, neben einer für ukrainische Verhältnisse bescheidenen Yacht. Scheinwerferlicht tanzte über die Wellen. Hunde bellten. Der Strand war mit Stahlzäunen und Maschendraht gesichert. Dahinter lag Hogwarts.

Das Haus wurde im Volksmund so genannt, weil es mit seinen Zinnen, Türmchen und Balkonen wie die Disney-Karikatur von Harry Potters Zauberschule aussah und man als Muggel keinen Zugang hatte. Man konnte es von der Küstenstraße aus sehen, auch wenn es verdeckt hinter hohen Bäumen und im Schutz des steil abfallenden Ufers lag. Ein paar kurze Sekunden lang offenbarte es sich im Vorüberfahren, lange genug, um die Absonderlichkeit des Zwanzigzimmerhauses mit seinen Erkern, Türmchen und Zinnen zu bestaunen, bevor es hinter der Kurve im Rückspiegel versank. Um die Bewohner rankten sich Gerüchte. Sie begannen bei der Mafia und endeten beim russischen Geheimdienst. Reich mussten sie sein, sehr reich.

Larcán hatte das Haus ein paar Tage lang observiert. Nicht weit entfernt lagen einige Strandrestaurants, eines hoch genug, um nicht nur einen atemberaubenden Blick aufs

Schwarze Meer zu bieten, sondern auch hinter die hohen Mauern von Hogwarts. Er hatte herausgefunden, wann sein Besitzer das Haus verließ, die Gattin sich zum Friseur und zur Maniküre chauffieren ließ und wann Anastasia von ihrer *nana* zur Schule gebracht wurde. Dies geschah im gepanzerten Mercedes, gefahren von einem Chauffeur, dessen Uniformjacke sich über der kugelsicheren Weste spannte, und einem Begleitfahrzeug. Mindeststandard für einen Mann, der zur schmalen Kaste der ukrainischen Milliardäre gehörte.

Und weiter hatte er die Schule beobachtet, ein internationales Institut im Herzen der Altstadt, an dem Botschaftsangehörige und Wirtschaftsbosse ihren Nachwuchs unterbrachten, und die Ballettschule unweit der Oper, in der das Mädchen dreimal die Woche gedrillt wurde.

Dabei bemerkte er, dass die *bulteryer* ein Faible für italienischen Espresso hatten. Sie tranken ihn gerne im Stehen an einem der vielen kleinen Lieferwagen, die auf der Pritsche eine hochmoderne Gaggia stehen hatten und den Kaffee gleich aus der Wagentür heraus verkauften. Meist standen sie oben an der Potemkinschen Treppe oder vor den Eingängen des Stadtparks. Man konnte sie aber auch mit einem scharfen Pfiff zu sich heranholen und für ein paar Minuten Pause machen. Anastasia und die *nana* gingen währenddessen allein in die Ballettschule. Es war nicht die einzige Nachlässigkeit, die ihm aufgefallen war. Abends ließ der Chauffeur die beiden vor der Haustür aussteigen, noch bevor sich das große Rolltor zur Straße geschlossen hatte. Der dunkle Mercedes fuhr dann direkt in die Garage, die *bulteryer* in ihrem SUV folgten ihm. Genau hier, in diesen dreißig unbewachten Sekunden zwischen Auffahrt und Haustür, beobachtet allenfalls von Videokameras, hatten Vlad und Maksym zu-



geschlagen. Wann zum Teufel waren die Wachen verstärkt worden? Wie konnte der Plan nur so schief laufen?

Larcen hatte ihnen eingeschärft, dass kein Blut fließen durfte. Er hoffte, dass die *nana* den Schock, plötzlich in den Lauf einer geladenen Waffe zu sehen und noch in derselben Sekunde k.o. geschlagen zu werden, verkraftet hatte (sofern es so gelaufen war und die beiden Trottel nicht auch noch ein Blutbad angerichtet hatten). Er dachte nicht mehr an die Côte d'Azur, nur noch daran, dass er, wenn alles anders gekommen wäre, wahrscheinlich gerade in Fontanka eintreffen würde und einer Siebenjährigen erklären musste, warum sie in einem winzigen Keller eingesperrt wurde. Und dass er jetzt am Zuge wäre, statt sich von hirnlosen Schimpansen über einen Bootssteg schleifen zu lassen. Er war sich nicht sicher, ob das neue Spiel sich an Regeln hielt, die er überleben würde.

»Wo ist das Mädchen?«, stöhnte er. Die Antwort war ein Stoß mit dem Gewehrkolben.

»*Davai, davai!*«

Er stolperte nach vorn. Sein Kopf drohte zu explodieren. Die Holzbretter unter seinen Füßen schwankten, ihm war übel. Mindestens eine Gehirnerschütterung. Aber noch alle Zähne, immerhin. Der *lider* wusste, was er tat. Wenn sie ihn beseitigen wollten, warum dann in dieses Haus? Das hätten sie im Hafen einfacher haben können ...

Noch ein *bulteryer*, dieses Mal am Zauntor. Er öffnete es und ließ die seltsame Truppe reglos passieren. Hinter ihnen fiel die Tür mit einem metallischen Schlag ins Schloss. Larcen spürte den schneidenden Schmerz, den ihm die Handfesseln zufügten. Er war nass, vermutlich vom Meerwasser oder einer Pfütze, in die er gefallen war. Nichts an ihm erinnerte mehr an den *bisinesmen*. Blut lief ihm in die Augen, er hob

die Arme, um es irgendwie abzuwischen, und spürte den nächsten Schlag.

Es gab mehrere Optionen. Die erste: Sie übergaben ihn der Miliz. Zwei Tote im alten Handelshafen. Ein entführtes Kind. Lebenslänglich.

Die zweite: Sie regelten das unter der Hand. Drei Tote. Einer von ihnen Larcán.

Die dritte: Er konnte irgendwie glaubhaft versichern, mit alledem nichts zu tun zu haben und nur ein harmloser Spaziergänger zu sein, der zufälligerweise zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen war und zwei Verbrecher exekutiert hatte. Leider professionell. Er hätte ein paarmal danebenschießen sollen.

»Go! Nicht einschlafen!«

Sie erreichten eine Treppe, die über mehrere Absätze hinauf zur Terrasse führte. Der Aufstieg war mühsam. Für Larcán fühlte er sich an wie ein Gang zum Schafott. Als sie endlich oben angekommen waren, keuchte er wie eine Lokomotive. Aber seine Bewacher hatten kein Mitleid. Er wurde quer über den nassen Granit gezerrt, eine gewaltige Schiebetür öffnete sich, ohne dass jemand Hand anzulegen schien. Sie stießen ihn in einen großen Raum, der im Sommer wohl eine Art Lounge mit Meerblick war, zu dieser Jahreszeit aber eher ein Abstellraum für verdorrte Kübelpalmen, Sonnenschirme, Terrassenmöbel und anderen teuren Müll. Es war dunkel. Nur durch die geöffnete Tür in der gegenüberliegenden Wand fiel bleiches Kellerlicht. Dorthin wurde er grob abgeführt. Die *bulteryer* blieben zurück, der *luder* begleitete ihn nun die Treppen hinauf. Spiegelblank. Travertin. Die letzten Stufen konnte Larcán sich in einem großen Spiegel sehen, der gegenüber der Kellertreppe an der Wand hing. Abgerissen sah er aus. Mit blut- und dreckver-

schmiertem Gesicht. Der Trenchcoat hatte dunkle Flecken und einen Riss, wahrscheinlich nicht mehr zu retten. Ebenso wenig wie die Budapester, die er noch in Paris bei Monsieur Brahimi hatte anfertigen lassen ...

»Go!«

Ein leerer, breiter Flur. Immerhin ein paar Perserläufer. Doch dann stieß der *lider* eine Tür auf, und Larcán fand sich in einem Wohnzimmer wieder, das eher die Bezeichnung Saal verdient hätte. Fünf Meter hohe Decken. Eine Galerie. Der Kronleuchter eine kühne Kunstinstallation aus Glas, die anscheinend den Urknall symbolisieren sollte. Dicke Teppiche, Seide. Eine Couchgarnitur, so ausgerichtet, dass der Blick direkt durch die breite, bodentiefe Fensterfront aufs Meer fiel. Coffee-Table-Bücher über Matisse, Renoir und Picasso (vermutlich vom Innenarchitekten ausgesucht, genau wie die Büffelhornlampen, die gewaltigen Kerzenleuchter, die dezent ausgeleuchteten Vasen aus Muranoglas in einem Wandregal). In dem Sessel, der genau auf die Tür zum Kellerflur gerichtet war, saß ein kräftiger Mann Ende dreißig mit kurz geschorenen hellblonden Haaren und reglosem Gesicht. Als er aufstand, entfaltete sich eine kaum gezähmte, rohe Kraft in den Gliedern. Auch er überragte Larcán. In der Hand hielt er einen Tumbler, darin schimmerte eine bernsteingelbe Flüssigkeit. Er gab seinem Security-Chef ein Zeichen. Ein Schnitt, und die Fesseln um Larcáns Handgelenke waren durchtrennt. Der rieb sich die schmerzenden Knöchel und ballte die Hände zu Fäusten, um die Durchblutung anzuregen.

»*Myi lord*«, begann er, das gebräuchliche *Mein Herr* auf den Lippen, doch der Mann schnitt ihm mit nichts anderem als dem Anheben seines Glases an die Lippen das Wort ab. Ein knapps Kopfnicken, und der *lider* stieß Larcán in

die Mitte des Raumes. Ein paar endlose Sekunden lang musterte der Milliardär seinen Gefangenen mit undurchdringlichem Blick, den Larcán so offen wie möglich parierte. Was er hier tat, war nichts anderes als das »systematische Eindringen in bedeutende Führungsstellen«, redete er sich ein, eine Schwerpunktaufgabe, wenn nicht *die* Schwerpunktaufgabe seines noch verbleibenden, hoffentlich noch einige Zeit währenden Lebens. Die Entwicklung eines operativen Prozesses, nur dass Larcán keine Frau, sondern diesen Mann von sich überzeugen musste und er das nicht im Auftrag eines Dienstes, sondern seines eigenen Überlebens tat. Schlussendlich, sprach er sich selbst Mut zu, geht es um operative Psychologie und Verschleierung der wahren Motive. Ich bin unschuldig. Ich habe deiner Tochter das Leben gerettet. Also behandle mich jetzt gefälligst auch so.

Eine Tür wurde geöffnet – Larcán hatte sie nicht gesehen, sie befand sich im Halbdunkel hinter der Treppe zur Galerie. Die Frau, die nun mit Anastasia eintrat, kannte er von seiner Observierung: Es war Yelizaveta Nikiforova, die Ehefrau des Mannes, der nun den Tumbler absetzte und die Arme ausbreitete. Anastasia stürmte durch den Raum auf ihn zu.

»Papa!«

Oleg Nikiforov hob das Mädchen hoch, wirbelte es einmal durch die Luft und setzte es vorsichtig auf dem Boden ab.

»Schau dir diesen Mann an, *anghel*. Kennst du ihn?«

Yelizaveta, perfekt wie am Morgen jedes Tages, an dem Larcán sie vor der Linse gehabt hatte, und offenbar gewohnt, auch zu Hause hautenge Kleider zu tragen und ihre Pumps nicht auszuziehen, setzte sich auf die Couch und schlug die Beine übereinander. Sie ließ Larcán nicht aus den

Augen. Ihre schulterlangen dunklen Haare glänzten wie das Fell eines Rassepferds. Vermutlich hatte Oleg sie für Zuchtzwecke eingekauft. Der Plan war aufgegangen: Das Kind war ihr Abbild in Klein und Blond. Anastasia nickte.

»Ja.«

»Was hat er getan?«

Das Mädchen sah ängstlich zu seiner Mutter. Die nickte.

»Er hat mich aus der Kiste geholt.«

»Und dann?«

»Dann kam Mikhail.« Das Mädchen deutete auf den *lider*.

»Und dann ... dann hat Mikhail ...«

Das Kind biss sich auf die Lippen. Larcan wagte ein kleines Lächeln in seine Richtung. Sollte es nur sagen, was Mikhail anschließend mit Larcan gemacht hatte. Oleg deutete auf seinen Gefangenen.

»War er dabei, als die bösen Männer dich gefangen haben?«

Wildes Kopfschütteln.

»Sag noch einmal: Was ist passiert?«

Anastasia drehte sich unschlüssig von einer Seite auf die andere. »Der da hat mich auf den Arm genommen, und die bösen Männer haben auf dem Boden gelegen und haben geschlafen.«

Sie sah unsicher zu ihrem Vater. Sie ahnte, dass es ein anderer Schlaf war als der, den sie kannte.

»Yela?« Oleg wandte sich an seine Frau. »Bring sie nach oben. Sag Oksana, dass sie kommen soll.«

Vermutlich die Kinderfrau. Also hatte sie überlebt, in welcher Verfassung auch immer. Yelizaveta schraubte sich aus dem Sofa hoch, strich das Kleid glatt, legte eine Strähne ihres Haars nach hinten und streckte Anastasia die Hand entgegen, an deren Gelenk ein halbes Pfund Gold leise und satt klirrte. »Komm, *malenkaya*.«

Larcán wusste nicht, wie er den Verlauf der Befragung einschätzen sollte. Oleg verzog keine Miene. Er war ein Mann aus Eisen, die blauen Augen wieder gletscherkalt, der Mund in diesem robusten, fast bäuerlich groben Gesicht ein schmaler Strich. Einzig der kurze Wortwechsel mit seinem Kind hatte etwas Wärme in seine Stimme gebracht, die in dem Moment verschwunden war, in dem er sich an seine Frau gewandt hatte. Zwischen den beiden stimmte die Chemie nicht. Anastasia war ihre einzige Verbindung.

Der *lider*, Mikhail, griff an sein Holster. Larcán war klar, dass das Verhör noch lange nicht zu Ende war. Jetzt war er an der Reihe.

Und dann geschah etwas Unerwartetes: Anastasia, schon an Yelizavetas Hand, riss sich los und rannte zu Larcán. Mikhail wollte eingreifen – zu spät. Das Mädchen umarmte Larcán und drückte ihn an sich. »*Spasýbi!* Danke.«

Alle waren überrascht von diesem Frontalangriff. So schnell, wie er geschehen war, so schnell war er vorbei. Noch bevor Larcán reagieren konnte, war ihm das Kind auch schon entschlüpft und rannte zu seiner Mutter. Beide verschwanden hinter der Treppe. Oleg sah ihnen nach. Es wirkte, als stünde er auf einer Bühne und wollte aussehen wie ein herausgeforderter König: Lear, Macbeth, Richard III. Larcáns Knie begannen zu zittern.

»Darf ich mich setzen?«

Mikhail hob die Hand, um Larcán für diese Frechheit die nächste Schelle zu versetzen, aber eine minimale Geste des Königs ließ ihn innehalten.

»Bitte sehr.«

Die Tür öffnete sich wieder, und die *nana* trat ein. Schüchtern, mit gesenktem Blick, nicht wissend, wohin mit den Händen. Ausgesucht vermutlich von der Hausherrin, denn

